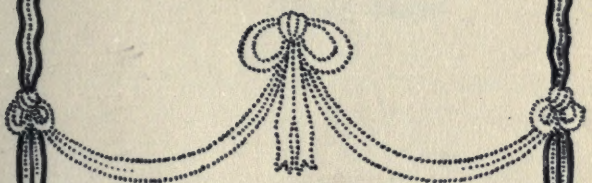
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

355468

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen

Mit Erläuterungen von
Hans Schulz



Mit einem Bildnis

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1905

8019
6/91

Von diesem Buche wurden 20 Abzüge auf echtem Büttenpapier zum Preise von zwanzig Mark für das Exemplar hergestellt in Ganzpergament gebunden und handschriftlich numeriert

In frischem Duft, in ewgem Lenze,
wenn Zeiten und Geschlechter fliehn,
sieht man des Ruhms verdiente Kränze
im Lied des Sängers unvergänglich blühn.
An Tugenden der Vorgeschlechter
entzündet er die Folgezeit.
Er sitzt, ein unbestochner Wächter,
im Vorhof der Unsterblichkeit.
Der Kronen schönste reicht der Richter
der Thaten — durch die Hand der Dichter.

Jena den 9. August 90

Fridrich Schiller.

Es war im August 1790, als dem Professor Schiller in Jena von seinem Amtsgenossen, dem Philosophen Reinhold, gemeldet wurde, er wolle ihm einen jungen dänischen Dichter mit seiner Gattin zuführen. Jens Baggesen hatte auf einer Reise nach der Schweiz sich mit Sophie Haller, einer Enkelin des Alpendichters Albrecht von Haller, vermählt, und war auf der Rückreise mit ihr nach Weimar gekommen. Wieland wollte er dort besuchen, den allgeliebten, sein Vorbild, — ehrten ihn doch die Freunde in Kopenhagen dadurch, daß sie ihn seiner Erzählungen wegen den dänischen Wieland nannten. Der sechsundzwanzigjährige Mann erfreute sich keiner festen Gesundheit; er erkrankte und wurde von dem freundlichen Wieland in sein Haus aufgenommen. Des Hausherrn Tochter Sophie war mit Reinhold verheiratet, so lernten sich Baggesen und Reinhold kennen, bald waren sie miteinander, wie Baggesen sagt, ins reine gekommen, es erwuchs zwischen ihnen eine schwärmerische, fruchtbare und langdauernde Freundschaft. Als Wieland die beiden und ihre Gattinnen in schmerzlicher Trennung in Jena verlassen hatte, begaben sie sich, „um sich zu zerstreuen", zu Schiller. Baggesens Tagebuch erzählt diesen ersten Besuch bei Deutschlands Dichter, der in seinem einunddreißigsten Lebensjahre stand: „Nicht einmal Lavater, nicht einmal meines Weibes Familie in Bern hatte ich mit so blutendem Herzen verlassen, wie jetzt, als ich von Wieland Abschied nahm. Ich wußte nicht wo ich war noch was ich sagte, als ich mit den Andern in Schillers Stube eintrat. Seine sanfte, anmutige, liebenswürdige Frau schwebte uns lächelnd

entgegen und führte Sophie und Frau Reinhold zum Sopha, während er, hoch und bleich, mit seinem gelben, unfrisirten Haar, und mit durchbohrendem Blick in dem fast starrenden Auge, zu mir hintrat und mich willkommen hieß. Er hatte Zahnweh und geschwollene Wangen und mußte das Tuch vor den Mund halten, so daß ihm das Sprechen schwer wurde. Doch war er überaus freundlich; aber all die angenommene Munterkeit konnte einen tiefen Kummer nicht verdecken."[1]) Wirtschaftliche Sorgen waren es, die seine Stimmung verdüsterten. Damals war es Sitte, daß Universitätslehrer darauf angewiesen wurden, mit der Feder ihren Lebensunterhalt zu erwerben, während Lehrtrieb und Pflicht sie zugleich nötigten, den Erwartungen des Staates gerecht zu werden. So hatte auch Schiller anderthalb Jahre früher die Professur ohne Gehalt bekommen, obwohl der getreue Freund Körner Recht hatte, wenn er schrieb: „Soviel muß ich Dir doch sagen, daß Jena an Dir und Du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst". Erst nach seiner Verlobung setzte ihm Karl August jährlich 200 Taler aus, nicht ohne leise Verlegenheit, denn das war alles, was er geben konnte. Schiller wurde von Feder und Verleger abhängig und kam aus Geldsorgen nicht heraus. Baggesen erfreute sich der Gunst heimischer Gönner, seine Reise war ihm durch den Erbprinzen Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg ermöglicht worden, aber das Verständnis für quälende Sorgen fehlte ihm, dem Sohne beengter Verhältnisse, nicht. Daß indessen das Gespräch der beiden Dichter nicht an diesem wenn auch wichtigen so doch schalen Gebiete haften geblieben ist, das lehren die Zeilen von Schillers Hand, die in Baggesens Stammbuch die Erinnerung an diesen Besuch

festlegten. An der Spitze dieser Ausführungen sind sie zu lesen.[2]) Beiden mag diese Begegnung interessant gewesen sein, von Bedeutung für das persönliche Verhältnis des einen zum andern ist sie nicht geworden; in dieser brieffrohen Zeit entspann sich kein Briefwechsel zwischen ihnen. Aeußerungen des Deutschen über den Dänen sind nicht überliefert.

Wie sich Baggesen die Persönlichkeit Schillers nach diesem Aufenthalt in Jena zurechtlegte, das zeigt sein Tagebuch: „Schiller ist ein feuerspeiender Berg, dessen Haupt mit Schnee bedeckt ist. Er scheint kalt; in seinem ganzen Benehmen, sogar gegen seine vertrautesten Freunde, und allermeist gegen seine Gattin, ist Kälte. In Gesellschaft ist er durchaus Nichts, durchaus nicht unterhaltend, durchaus nicht witzig, und zumeist stumm. Niemals hat man ihm einen guten Einfall entlocken können, niemals kommt ein bon mot über seine Lippen. Aber zu Zeiten — doch äußerst selten — kann er gerührt werden, und dann rührt er alle, die ihn umgeben, zu Thränen. Er sagt niemals seiner Frau oder einem seiner Freunde ein liebevolles Wort, sondern ist trocken, kalt und verdrießlich; in seinen Schriften dagegen ist er ein ganz anderer Mensch, und in allen seinen Briefen ist Geist und Herzlichkeit. Wenn nicht die Not ihn gezwungen hätte, würde er es sicher ganz aufgegeben haben, nicht zu schreiben, aber etwas herauszugeben. Paupertas impulit audax! sonst würden wir nicht ein einziges von seinen letzten herrlichen Werken bekommen haben, nicht einmal Don Carlos. Das Ideal, das er selbst vor sich aufgestellt hat, steht so unendlich hoch, daß er ihm niemals nahekommen wird. Unzufrieden mit allem, was er hervorbringt, würde er es im Pulte liegen lassen, wenn nicht der Magen

andre Launen hätte als der Kopf."[3]) Baggesen war es gewöhnt, seine Bekannten schwärmerisch zu umfangen und in überschwänglichen Freundschaftsbeteuerungen zu schwelgen, und seine leicht aufflackernde Begeisterung wurde häufig mit mehr als Freundlichkeit aufgenommen und erwidert. Hier war es anders: Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.

Mit Schillers Werken war der kleine Däne längst vertraut. Im Dezember 1791 schreibt er darüber an Reinhold[4]): „Ich läugne es nicht, daß Schiller in der Poesie und in der Geschichte mein Lieblingsschriftsteller ist und schon lange — in der Ahnung — gewesen ist. Schon vor fünf Jahren, als ich nur seine Räuber kannte, urtheilte ich — freilich, daß es ein höchst wildes, geschmackloses Stück sei, aber auch — daß der Verfasser desselben vielleicht mehr Genie als irgend ein anderer mir bekannter Schriftsteller (den einzigen Shakspeare ausgenommen) im noch unaufgeschlossenen Innersten seiner Seele besitzen müsse. Ich fand in dem Chaos der tobenden Empfindungen und blitzenden Ideen desselben einzelne Stralen einer noch nicht hervorgetretenen aber unverkennbaren Sonne. Ich fing schon damals an, ihm langes Leben mit Leidenschaft zu wünschen. Sein Fiesco und sein Kabale und Liebe waren noch immer chaotische Erscheinungen; aber jetzt war mir schon eine Dämmerung da, die meine Erwartung auf den höchstmöglichen Grad spannte. Was ich vorzüglich darin bewunderte, anbetete, möchte ich sagen, waren die Spuren von einem damals noch höchst ungewöhnlichen Seelenmuth, der freilich als phantastische Kühnheit erschien, aber im Grunde echt philosophische Gemüthsfreiheit verrieth. Nun trat sein Don Carlos hervor, und mit ihm die Sonne, die sich jetzt

mit Riesenschritten in der historischen Ekliptik dem Meridian nähert." Das sind nicht Betrachtungen nachträglicher Empfindung. Als Anfang Juni 1789 Graf Christian Stolberg in Tremsbüttel eines späten Abends „die Künstler", die wenige Wochen vorher in Wielands Teutschem Merkur erschienen waren, vorgelesen hatte, da zeichnete Baggesen, der sie zum wiederholten Male hörte und diesmal noch „vortrefflicher" fand, sein Urteil über Schiller in demselben Bilde auf: „Mit welcher wachsenden Herrlichkeit steigt dies neue Gestirn empor an Deutschlands funkelndem Dichterhorizont! Von Stück zu Stück ist bisher jeder seiner Schritte ein Riesenschritt gewesen. Was wird Schiller einmal in seinem Meridian werden!"[5]) Daß er nicht in kritikloser Bewunderung aufging, zeigen Bemerkungen, die er im Herbst desselben Jahres in Bern bei der Lektüre der Götter Griechenlands niederschrieb, auch entstand ja aus dem Gegensatze zu Schillers Schöpfung, die bekanntlich viel trockenen Staub aufwirbelte, sein dänisches Gedicht: Der einzige Gott. Im Damenkreise der Frau von Haller las er Don Carlos vor unter lebhaftem Anteil nicht nur der Tochter Sophie, der man es nicht verargen wird, daß sie in ihm Aehnlichkeit mit Marquis Posa entdeckte. Was er damals aufgezeichnet hat, ist mehr als ein bon mot, bezeichnend für ihn wie für den gerühmten Dichter: „Schiller ist ohne Zweifel der erste unter allen Shakespeare-Söhnen — der Joseph unter seinen dramatischen Brüdern.

Aber hat Schiller nicht zu viel Genie? Kann ein Schriftsteller nicht zu viel Genie haben? Diese Frage lautet paradox, ist aber orthodox. Lies in Deinem achtzehnten Jahre Don Carlos, nachdem Du Nathan den Weisen gelesen hast, so ist

es der Triumph der Natur über die Kunst. Lies in deinem vierzigsten Jahre Nathan den Weisen, nachdem Du Don Carlos gelesen hast, so ist es der Triumph der Kunst über die Natur."[6])

Man mag von Baggesens Sprunghaftigkeit und Wirrköpfigkeit, der überhitzten Erregtheit seiner Urteile, der gesuchten Wortfülle seiner Briefe, die fast unehrlich scheinen kann, abgestoßen werden, das Verdienst muß man ihm zuerkennen, daß sein Eintreten für Schiller in Dänemark aus echter Ueberzeugung floß und erhebliche Wirkung gehabt hat. „Schiller war in Dänemark, wie an manchen Orten in Deutschland, verschrien als ein Kraftgenie; — Kraftgenie war vorher übel berüchtigt". So schreibt er an Reinhold. „Die Sache war, daß die Dänen, und selbst die Deutschen, noch nicht Geistesstärke genug besaßen, um seine eigentliche Kraft zu schätzen und zu ertragen, sowie die Franzosen noch nicht moralisch genug sind, um Freiheit, und die ganze Erde noch nicht vernünftig genug ist, um Philosophie zu ertragen. Ich wagte es, mich zum Apostel dieses Messias aufzuwerfen, sowie ich es that für Rousseau, für Wieland, und späterhin für Sie, Kant und Mirabeau . . . Natürlicherweise sucht ein gewöhnlicher gutherziger Mensch Andern seinen Genuß mitzutheilen, zumal wenn dieser Genuß seligsüß ist und er ihn veredelnd glaubt; und dabei hat er nicht das geringste Verdienst. Ich war sehr glücklich in meinen Vorlesungen, Apologien und Apotheosen von Schiller, um soviel mehr, da man mein Urtheil höchst unbefangen und unparteiisch finden mußte, weil ich gerade in den Kleinigkeiten, die ich geschrieben habe, nichts weniger als Kraftgenie verrathen habe. Wo ich hinkam, las ich Schiller vor. Ueberhaupt bin ich der ewige

Vorleser, ein herumwandernder Lector, der seine Collegien überall hält, wo Damen sind. Vielleicht ist dies auch das Einzige, was ich einigermaßen mit guter Art machen kann." Zu den Damen, bei denen er sehr häufig erschien, gehörte Charlotte Schimmelmann, die feinsinnige und gemütreiche Gemahlin des Grafen Ernst Schimmelmann, der Dänemarks Finanzminister war. In einem Briefe an sie, von der Schweiz aus, öffnete er sein Herz, daß er seinem Gönner, dem Prinzen von Augustenburg, nicht schreiben könne wie ein Untertan und Diener dem Prinzen, dem Herrn und Beschützer, sondern daß er ihm schreiben müsse als Mensch, als Bruder, als Freund. Bei seiner Rückkehr nach Dänemark im Herbst 1790 wurde er von Friedrich Christian aufs herzlichste empfangen, und in den vielen Stunden, die er als bestallter Vorleser von nun an bei ihm verbrachte, knüpfte sich zwischen dem Titular-Professor Baggesen und dem Patron der Universität Kopenhagen, der in diesem Jahre auch an die Spitze einer Kommission für das gesamte gelehrte Unterrichtswesen getreten war, eine herzliche Freundschaft.

Der Erbprinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ein Jahr jünger als Baggesen, war im Jahre 1790 mit seiner Gemahlin Luise Augusta, der Schwester des Kronprinzen Friedrich, der für den gemütskranken König Christian VII. die Regierung führte, auch in Deutschland gereist. Als er sich von Karlsbad nach Pyrmont begab, mußte er durch das Herz Deutschlands, und ein Besuch in Jena oder Weimar wäre leicht zu ermöglichen gewesen. Baggesen machte ihm Ende Juli von Wielands aus in Gotha seine Aufwartung; ob von einem persönlichen

Kennenlernen eines der Dichter, die von dort aus so leicht zu erreichen waren, die Rede gewesen ist, wissen wir nicht. Geplant war ein Besuch des pädagogisch überaus interessierten Prinzen in Salzmanns Erziehungs-Institut zu Schnepfental, aber er mußte aus höfischen Gründen unterbleiben. Erst in dem häufigen Beisammensein im folgenden Winter, wo vorgelesen, aber auch manchmal vier Stunden lang nur geplaudert wurde, brachte Baggesen seinem fürstlichen Freunde die Männer näher, die er im Sommer besucht hatte. Reinholds „Briefe über die Kantische Philosophie", von denen der erste Band jetzt in Buchform erschien, beschäftigten Friedrich Christian aufs ernsteste, veranlaßten ihn, sich ihres Inhalts durch eigene schriftliche Wiedergabe zu bemächtigen, und bedeuteten für den Schüler des Leipziger Philosophen Platner, bei dem er in den Jahren 1783 und 84 Vorlesungen gehört hatte, einen Angriff auf das System, das ihn bis dahin erfüllt und befriedigt hatte. Wie es Baggesen mit dem Vorlesen Schillerscher Werke erging, darüber lauten seine eigenen Worte: „Der Prinz von Augustenburg war wider Schiller eingenommen und verkannte ganz seinen Genius. Mit sehr vieler Mühe brachte ich es dahin, daß er mir erlaubte, ihm Don Carlos vorzulesen. „Ich zweifle sehr," sagte er, „daß wir diese Lecture zu Ende bringen werden; indessen — weil Sie gewettet haben" — — Ich las. Ich hatte mir im voraus bedingt, daß er schlechterdings den ersten Akt aushören müsse. Er wurde hingerissen — ich las nicht nur Don Carlos aus — aber als ich den folgenden Tag dies Auslesen anfing, hatte er schon in der Nacht alles Uebrige gelesen. Jetzt weiß er die vorzüglichsten Scenen auswendig. Nun

wurde Alles von Schiller geleſen und wiedergeleſen. Was iſt natürlicher? Welche ſelige Stunden haben uns nicht Don Carlos, die Geſchichte des Abfalls der Niederlande u. ſ. w. hingezaubert!“ Der Prinz, der mit ſeiner Gemahlin auf die Kunde der Pariſer Ereigniſſe des Sommers 1789, der Erklärung der Menſchenrechte, Tränen der Freude geweint hatte, mußte hingeriſſen werden von den Worten eines Poſa und von der Schilderung einer Begebenheit, wo die bedrängte Menſchheit um ihre edelſten Rechte ringt gegen die furchtbaren Künſte der Tyrannei. Der Gedanke der Freiheit, auf den Schillers geſamtes Schaffen geſtimmt war, lebte auch in ihm drängend und machtvoll. „Wenn uns dieſer Prinz nicht gewiß iſt,“ ſchreibt Baggeſen, „ſo können alle jetzigen und im nächſten Jahrhunderte künftigen Poſas ſich mit allen ihren Planen nach dem Tollhauſe begeben; denn eine Seele wie die ſeinige wiederholt die Natur ſelten unter Millionen, und vielleicht nie unter Hunderten. — Wann war aber der Weltbürger, der Freiheit und Gleichheit, Aufklärung und allgemeines Menſchenglück thätig liebt, an einem Hofe in einer bequemen Lage?“ Ein gewiſſes Mißtrauen der leitenden Männer an einem Hofe, wo jedes Hinwirken auf „Freiheit“, „Philoſophie“ und „Aufklärung“ als revolutionäres Treiben gedeutet wurde, hat den Prinzen in der Tat beengt. Aber es lag auch ein Moment innerer Schwäche in ihm. Von zarter Natur, ſehr feinfühlig, von einem ſtarken Wiſſensdurſte getrieben, mutete er ſeinem Körper leicht mehr zu, als dieſer leiſten konnte, und war ſo in eine gelinde Abhängigkeit von ſeinem Wohlbefinden geraten. Er konnte nicht immer ſo arbeiten, wie er ſich vorgeſetzt hatte, und die wiſſenſchaftliche

Durchdringung der religiösen und philosophischen Fragen, die sein innerstes Leben berührten, kostete ihn zu viel von seiner körperlichen Kraft. Die Aerzte verboten ihm alles geistige Arbeiten, auch das Briefschreiben, das ja in jenen Tagen wohl mehr als die Hälfte im Leben des Gebildeten erfüllte. Wieder sollte er nach Deutschland. Ehe er sich über Leipzig nach Karlsbad begab, trug er sich auch in Baggesens Stammbuch ein, das schon Schiller vorgelegen hatte, und es war eine augenscheinlich aus dem Gedächtnis wiedergegebene Stelle aus Don Carlos, mit der er seinen Freund ehrte.[7])

Es ist bekannt, daß Schiller zu Anfang des Jahres 1791 aufs allerschwerste erkrankte, daß sich die heftigen Anfälle seines Brustleidens wiederholten, daß er mehrmals dem Tode nahe war — und Krankheit bei wirtschaftlichen Sorgen lastet doppelt schwer. Friedrich Christian ist während seiner Kur in Karlsbad viel mit Herder, dessen Frau und Tochter zusammen gewesen, und mit großer Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß zwischen ihnen auch von Schiller die Rede gewesen ist. Die Ueberlieferung schweigt davon. Aber in Karlsbad weilte damals auch die Malerin Dora Stock, die langjährige Freundin Schillers. Mit ihrem Verlobten, Huber, mit ihrer Schwester Minna und deren Bräutigam Körner hatte sie einstmals von Leipzig aus dem Dichter die gestickte Brieftasche und die Bildnisse der vier Spender nach Mannheim geschickt. Daraus war die echte Freundschaft zwischen Schiller und Körner erwachsen. Als die ihr befreundete Herzogin Dorothea von Kurland, die Schwester Elisas von der Recke, durch Dresden, wo Körners wohnten, nach Karlsbad reiste, benutzte sie die Gelegenheit, sich ihr anzuschließen. So

lernte sie dort Friedrich Christian kennen; er äußerte sich gegen sie mit vieler Wärme über Schiller, erklärte besonders seine Geschichte der Niederlande zu lieben, und als viel von des Dichters Krankheit gesprochen wurde, erkundigte er sich sehr genau nach seinen Verhältnissen.

Ein neuer Ansturm der Krankheit wurde die Ursache, daß man im Norden Deutschlands Schiller gestorben wähnte, und diese Kunde drang auch nach Kopenhagen. Wie sie dort aufgenommen wurde, das möge der folgende Brief Baggesens an Reinhold aus dem Juni 1791 zeigen.

Liebster Reinhold! — O! welch ein elendes, nichtiges Schattenspiel, welch ein σκιας ὀναρ ist dies Erdenleben — wenig, sehr wenig Blumen blühen darin — keine reifen. O! des ewigen Anfangs ohne Ende — wie würde man es zur gänzlichsten Verzweiflung überdrüssig werden, wenn nur metaphysische Beweise für die Unsterblichkeit, wie man sie bisher aufgestellt hat, da wären! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, theuerster Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der schrecklichen Nachricht, die ich diesen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe sein? Ist's möglich? unser Schiller ist gestorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle.

O! Gott sei gelobt! daß Sie noch leben! daß Sie noch lange leben werden! denn auch dies fühle ich — und fühle es fast bis zur Gewißheit. Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau*) und den noch empfindlichern von Schiller!

Ich kann Ihnen nicht schreiben — ich möchte meine Empfindungen ausweinen — ich möchte mich an Ihren Busen

*) Er war am 2. April 1791 gestorben.

drücken in diesem Augenblicke, um es recht innig zu fühlen, daß wir Sie noch haben.

O! was haben wir mit diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden. Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu sein — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. Wie hatte ich mich darauf gefreut, die neuern Revolutionen von Schiller gemalt zu sehn! O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!

Ich wußte wohl, daß ich diesen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erst ganz, wie theuer er mir gewesen ist, wie sehr er mir die Erde durch seine Existenz verschönert hat, wie groß der Theil des Interesse für dies Leben, den er mir gab, gewesen ist. O, schreiben Sie mir bald, liebster Reinhold, wie er gestorben ist, wie es mit seiner Frau geht, was er hinterlassen hat – sammeln Sie seine Posthuma — und sorgen Sie, daß nichts davon verloren gehet. Jede Zeile von Schiller ist interessant, und wenn er je was ganz Schlechtes, welches ich unmöglich glaube, geschrieben hat, ist auch dies interessant. Er war Deutschlands Shakspear — oder vielmehr er war Deutschlands Schiller.

Grüßen Sie meinen Hornemann von mir — er beweint gewiß mit uns seinen Tod. — O! commercia coeli! was sind alle Bande der physischen Natur dagegen: Es stirbt uns ein Vater, ein Bruder — und unser Herz wird zerrissen — hier aber blutet Das, was unsre Herzen überlebt.

Ich gehe mit meiner Frau aufs Land — ich steige jetzt

in den Wagen, ich muß mich zerſtreuen — ich kann es nicht in meiner Stube aushalten.

Ja! gewiß, wir ſind unſterblich!

Liebſter Reinhold! geben Sie uns Schiller's Leben! Charakteriſtik von Schiller! Sie können es — und können es allein.

Daß der Schauſpieldichter in ihm geſtorben iſt, kann ich vielleicht vergeſſen lernen; aber daß Deutſchlands erſter — und vielleicht aller künftigen erſter — Geſchichtſchreiber nicht mehr iſt, das werd' ich nie — nie verbluten. Ihr B.

Ich komme mit meinem Briefe zu ſpät, die Poſt iſt ſchon geſchloſſen; ich erbreche ihn wieder, um noch dies einzulegen.

Ich habe mit meiner Sophie in der Geſellſchaft des einzigen Miniſters, Grafen v. Schimmelmann, ſeiner liebenswürdigen Gemahlin, des Herrn Schubart (Miniſter in Haag)*) und ſeiner Frau, d. h. in unſerm geliebteſten, gewöhnlichſten und faſt einzigen Kreiſe, hier drei der ſeligſten Tage meines Lebens, in faſt unaufhörlicher Begeiſterung, auf dem Lande zugebracht. Zwar ſind wir eigentlich acht Tage, beſtändig im Schooſe der Natur, mit einander geweſen; aber die drei Tage auf Hellebeck waren es doch vorzüglich, die mich ſo ſehr beſeligten. Aber wir waren auch mehr im Himmel als auf der Erde. Ich muß Ihnen die ganze Geſchichte erzählen.

Die Reiſe nach Hellebeck (ein Ort, der ſchon durch ſeine Lage begeiſtert), fünf und eine halbe Meile von Kopenhagen gen Norden, am Ufer des laut aufbrauſenden Meeres, dem Kullen, einem der höchſten ſchwediſchen Felſen, gegenüber, war ſchon ſeit einigen Tagen unter den drei ziemlich unzertrennlichen Paaren beſchloſſen. Ich hatte über mich genommen,

*) Bruder der Gräfin Schimmelmann.

für die mitzunehmende Bibliothek, im Fall das Wetter schlecht werden würde, zu sorgen. Alles wird endlich fertig, wir sind im Begriff nach Seelust*) zu fahren, wo wir die Andern mitnehmen sollten, als ich ein Billet von der Gräfin erhalte, worin sie mir Schiller's Tod und den Aufschub der Reise, des schlechten Wetters wegen, meldete. Ich wurde wie vom Blitze getroffen, und wahr ist's, selbst die Nachricht von Mirabeau's Tod, ob sie mich schon sehr heftig erschütterte, machte nicht eine so tödtende Wirkung auf mein Herz als dieser Donnerschlag — ich stürzte halb erstarrt in die Arme meiner Sophie, die auch sehr erschrak und meinen Schmerz und meine — verzeihe es mir, o Vorsehung! — Verzweiflung theilte. Es war mir unmöglich, in dieser Lage zu Hause zu bleiben — meine Sophie und ich würden nichts gethan haben, als weinen. Damals fühlte ich, daß, wenn auch der Deus, von welchem Ovid spricht, nicht in mir ist wenigstens die commercia coeli da seien; daß, wenn ich auch kein Dichter bin, und kein Philosoph werde, beide wenigstens mir da sind; und daß, wenn ich auch nicht zu den Gebenden und Habenden gehöre, ich doch so sehr als vielleicht irgend Jemand auf Gottes weiter Erde zu den Nehmenden und ganz Genießenden gezählt zu werden verdiene. Indessen war vielleicht in meinem Schmerz auch sehr viel, das auf die Rechnung meiner allgemeinen Menschenliebe käme, wenn man die Empfindungsentstehungen so genau analysiren könnte — denn es schien mir in diesem schrecklichen Augenblick, als hätte die Menschheit einen ihrer ersten Erzieher verloren — und aufrichtig gestanden: es scheint mir noch immer so. Je ge-

*) Schimmelmannscher Landsitz dicht bei Kopenhagen am Sunde.

nauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen aber majestätischen Vorübergehens auf unsrer Erde betrachte und messe, je herrlicher schwebt vor meiner Phantasie das Bild dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst ins Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskraft nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären. Hier, liebster Reinhold, muß alle Philosophie die Hand auf den Mund legen, und auf die Frage: warum sollte dies nicht geschehn? schweigen. Unsre Erde scheint nun einmal nach ewig unveränderlichen Gesetzen dazu verurtheilt zu sein, sehr langsam zu gehen! Die Abbt's, die Schiller — (der sollte ich sagen; es giebt nicht zwei) müssen der Maschine früh entrissen werden, damit die Räder in nicht gar zu raschen Umlauf gerathen.

Ich konnte nicht allein mit meiner Frau bleiben. Sein hohes, hehres, apollonisches — nur gar zu tief in unsre Seelen eingedrucktes Bild verfolgte uns mit dem weißen Schnupftuch an der Wange, wie wir ihn letztens, ach! nur gar zu kurz! sahen. Wir setzten uns in den Wagen und fuhren im Sturm und Regen nach Seeluft.

Es ist ein Trost, und zwar der einzige in einer solchen Stimmung, bei Jemandem zu sein, der unsern Schmerz mitempfinden kann. Diesen Trost fanden wir hier. „Und da liegen seine Werke" — die ich eben mitgebracht hatte. Ist es nicht sonderbar, Reinhold, daß in den vorhergehenden Tagen ich, ohne im geringsten an was zu denken, Schiller gelesen — und wenn man mich etwas zu lesen bat — immer aus Schiller vorgelesen hatte, sodaß wir Alle beim Empfang dieser

Nachricht so ganz im Schiller'schen Ton und Andenken waren, daß, als ich meine Bücher nachsah, welche ich den Tag vorher vorausgeschickt hatte, ich nur Schiller'sche Werke fand. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," sagte der Graf und die Gräfin, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode: An die Freude, zu singen — jetzt wollen wir trotz dem Wetter hingehen und sie in aller Wehmuth von Ihnen gelesen hören." Es wurde sogleich angespannt und wir fuhren weg.

Stellen Sie sich den romantischsten, erhabensten, naturgrößesten Ort vor, den man diesseits der Alpen finden kann, weit von der Stadt, am donnerrollenden Nordmeer. Hier lagerten sich drei einander liebende Paare, sechs wenigstens das Gute wollende, das Schöne liebende Seelen, im vertrauten Kreise neben einander. Am Tische sprudelte der geistige Champagner, mein und des Grafen Lieblingswein. Plötzlich fing Ihr Baggesen an zu lesen:

Freude! schöner Götterfunken ꝛc.

— — — — —

Wo dein sanfter Flügel weilt —

und Instrumente — Clarinetten, Hörner und Flöten (ohne daß die Andern etwas wußten; es war durch mich und den Grafen veranstaltet) fielen ein, indem Alle wie durch Zauber zum Mitsingen hingerissen wurden:

Chor: Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder! überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

und so nach jeder Strophe — bis nach der letzten, wo ich, als man glaubte zu Ende zu sein, noch zu lesen fortfuhr,

was ich Ihnen nicht abschreiben will, weil deutsche Verse von mir allenfalls nur Dänen erträglich scheinen können — und in dem darauf folgenden Chor (welches ich doch nicht verheimlichen kann):

Unser todte Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas Himmelhain.

Tutissimi. Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

die Thränen Allen aus den Augen stürzten. Nachher kamen vier junge Knaben und vier unschuldige Mädchen mit Blumenkränzen, in weißen Kleidern, als Hirten und Hirtinnen. Man tanzte. Das Wetter wurde schöner und schöner — so verflossen drei Tage, wie drei Minuten, in unaufhörlichem feierlichen Genuß. So feierten wir Schiller's Tod — und so freuten wir uns, daß Sie noch leben. Meine Lieblingsscenen in Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus der leider unvollendeten Geschichte des Abfalls der Niederlande, und die Künstler, das reichhaltigste Gedicht von gleicher Länge, das ich kenne, und das allein hinreichen würde Schiller in meiner Seele unsterblich zu machen, wenn er sonst nichts geschrieben hätte — alles Dies wurde gelesen. O! bei jeder Zeile rief mein Geist ihn zurück — und wäre nicht die Hoffnung der Unsterblichkeit so unerschütterlich fest auf unumstößlichen Principien des Wunsches in meiner Seele gegründet,

daß sie, der ältesten Ueberzeugung gleich, niemals wanken kann, ich würde trostlos sein und in meinen versiegenden Thränen beweinen, daß ich ihm auf dieser Erde nicht näher kam, da ich ihm doch hätte näher kommen können. Grüßen Sie mit der innigsten brüderlichen und schwesterlichen Theilnehmung seine liebenswürdige Frau von mir und meiner Sophie — wenn sie sich anders noch auf die kurze Erscheinung besinnt, die uns unvergeßlich sein wird.

Daß die Vorsehung, mein Reinhold, Ihnen die Tage, welche der Unsterbliche (nach menschlicher Vermuthung) übrig hatte, schenken und Ihren Jahren hinzulegen möge! O, wie wünscht dies so innig, so ganz Ihr ewig ergebener Freund B.

Noch am 18. Juni schreibt er dem Freunde: Ich träumte nicht davon, daß der Unsterbliche so leicht sterben könnte. Aber Schiller war nicht tot. Schon in dem Briefe vom 25. Juni 1791, in dem Baggesen seinem Prinzen von der Totenfeier in Hellebeck erzählte, konnte er von dem „gestorbenen, jetzt Gottlob wieder auferstandenen Schiller" witzeln, und bald, als er erfuhr, daß der Kranke sich nach Karlsbad begeben würde, schrieb er: „Wenn das Gebet Das wäre, wofür unser wahnsinniger Engel, Lavater, es ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und die ganze Gegend herum würden dann gesund geworden sein, so viele Segen hätte ich vom Himmel, der drei theuern Seelen wegen, Louisa's, Friedrich Christians und Friedrich Schiller's, auf diesen Ort heruntergebeten. O, daß ein Mal des Letztern körperliches Digestionsvermögen ins Gleichgewicht mit seinem geistigen Productionsvermögen kommen könnte! Ich weiß nicht, wo unsre Seele logirt, aber unser Genius wohnt im Magen." Er vermutete die gleich-

zeitige Anwesenheit der Genannten und mit Wonnegefühl ergriff ihn der Gedanke einer Begegnung zwischen Fürst und Dichter. Aber der Prinz erfuhr Schillers Reise nach Karlsbad erst, als er selbst, am Tage nach dessen Ankunft, das Bad schon verlassen hatte — er hat ihn nie gesehen. Diesmal aber eilte er auf dem Wege von Dresden nach Pyrmont an den Dichterstätten nicht vorüber. Von Leipzig aus machte er einen Abstecher nach Jena und Weimar und besuchte Reinhold, Herder und Wieland. Dreimal war er bei Reinhold, und sie sprachen viel von Schiller — dem Freunde Schimmelmann schrieb er darauf von seiner zerrütteten Gesundheit und fügte hinzu: „Das Uebermaß von Arbeit hat ihn geschwächt, und diese übermäßige Arbeit ist notwendig, damit er das Leben seiner Familie bestreiten kann. Ohne sie würde er Hungers sterben im eigensten Sinne des Worts — und so etwas kommt vor im Zeitalter der Aufklärung."

Das Interesse für die persönlichen Umstände des Dichters war aufs schärfste geweckt, es wurde durch häufige Kunde genährt. Briefe, die einer in dem Kreise bekam, erfuhr auch der andre. Am 16. September schreibt Reinhold an Baggesen: „Schiller hielt sich nach seiner Zurückkunft von Karlsbad ein paar Tage in Jena auf. Wie schlimm es noch immer mit seinen Gesundheitsumständen stehen müsse, können Sie daraus schließen, daß er sowohl als sein Arzt damit zufrieden sind und es für ein gutes Zeichen ansehen, daß er durchs Bad nicht schlimmer geworden ist, als er vorher war. Seine Eingeweide sind, ich befürchte fast, unheilbar zerrüttet. Doch arbeitet er, aus geistigem nicht weniger als vielleicht auch ökonomischem Bedürfnisse, an der Fortsetzung der Geschichte des

dreißigjährigen Krieges. Bei seinem Besuche habe ich ihm Ihre, ihn und seinen vermeinten Tod betreffenden Briefe mitgetheilt, und ich zweifle, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat. Ich mußte ihm Ihre übrigen Briefe lesen lassen, und er behauptet mir nun gerade ins Gesicht, daß ich Sie nicht genauer kennen, nicht höher schätzen, nicht inniger lieben könne, als er. Ich soll Ihnen sagen, daß ihm seine Exequien auf Hellebeck ein unaussprechliches Vergnügen gewährt haben. Den Abend war ich mit unsrer übrigen kleinen Klubbgesellschaft bei ihm. Seine Frau zog mich bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben," sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —" und nun erstickte ein Thränenguß ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis ich ihr sagte: daß ich Baggesen nichts Nachdrücklicheres, Rührenderes, Interessanteres schreiben könnte, als was ich soeben von ihr gesehen und gehört hätte. Ich fühlte mich unfähig, ihr über diese Materie ein Wort weiter zu sagen, und wir sprachen von andern Dingen."

Friedrich Christian und Luise Augusta hatten nicht den gewünschten Erfolg von ihrer Gesundheitsreise. Ehe sie nach der Rückkehr in die Heimat sich wieder nach Kopenhagen begaben, wollten sie sich noch einige Wochen in der ländlichen Stille von Gravenstein erholen, und Baggesen wurde dorthin eingeladen. Da wurden denn die Ereignisse der Reise besprochen, die Briefe gelesen. Nach Empfang des eben angeführten Reinholdischen schreibt Baggesen an seinen Freund Erhard in Nürnberg in einem Briefe, den er offen Reinhold zur Besorgung übersandte: „Die Nachrichten die ich von unserm geliebten und bewunderten Schiller habe, sind lange

nicht so erfreulich wie die Ihrigen. Ich kann sagen, daß ich keine irdische Freude ganz genieße, so lange das Schicksal dieses meinem Herzen und meiner Philosophie so theuren Sterblichen nicht befriedigend bestimmt ist. Es kommt jetzt noch zu meinem Kummer hinzu, daß ich mich seit einiger Zeit fast eben so sehr für seine Frau, als für ihn selbst interessire. O! warum bin ich nicht ein Arzt wie Sie, ich würde zu ihm gehen und ihn heilen."[8]) Diesen Brief las Reinhold, er gab ihn auch Schiller, der Erhard gleichfalls kannte. Als der Prinz und Baggesen nach langer Reise — zwölf Stunden fuhren sie über den Großen Belt — wieder in Kopenhagen heimisch geworden waren, kam ein neuer Brief Reinholds an Baggesen, den dieser wie üblich dem fürstlichen Gönner vorlas. „Schiller ist leidlich wohl," heißt es darin, „vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, und kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen. Ein schreckendes Beispiel für mich! Und doch, wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Versorgung begnügen, die mir jetzt meine Gesundheit gewährt."

Die Atmosphäre war schillerisch gesättigt, die Spannung mußte gelöst werden; es mußte etwas geschehen. Auf diese Worte Reinholds hin entschloß sich der Prinz Schillern zu helfen. Heilen konnte er ihn nicht, aber er konnte sein Leben

erleichtern, ihm die Last der Not abnehmen; Freund Schimmelmann sollte ihm helfen. An Baggesen ging ein kleiner Brief: „Nach reiflicher Ueberlegung finde ich, daß es am besten sey wenn Sie, lieber Baggesen, Schillers Fürsprecher im Schimmelmannschen Hause seyn wollen. Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur einer mäßigen Arbeit täglich bedürfte um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben, der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beytragen; was geschähe, müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beytragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünschte." Die Gräfin Schimmelmann meinte, es müsse erst jedem Notleidenden im eigenen Lande geholfen werden, der Graf hatte andere Bedenken, sich in diesem Werke mit dem Prinzen auf eine Linie zu stellen, aber sie wurden überwunden. Gerade jetzt lernte man neues von dem kennen, dem man helfen wollte. Wieder müssen wir lesen, was Baggesen an Reinhold schreibt: „Aber welche Recension in der Welt übertrifft die von Bürger's Gedichten in der Literaturzeitung, und die Antwort, die edle, feine, würdevolle, über tausend aufeinandergethürmte Bürgergeister erhabene Antwort auf seine verlegenen Unverschämtheiten. Daß Schiller der Verfasser sei, hat für mich keinen Zweifel. Lieber Reinhold, kann man nicht mit aller Philosophie, ohne ihr im Geringsten nahe zu treten, und mit aller Religion, ohne verketzert zu werden, diesen Riesengeist unseres seligen Decenniums, diese herrliche Morgensonne der Geschichte, diesen echt philosophischen Dichter, diesen unaussprechlich bezaubernden

Schiller anbeten?“ Weniger überschwenglich äußert sich der Prinz über „die Künstler“, die er in dieser Zeit zum ersten Male las. Er findet „Fehler“ darin, aber immer wieder kommt er in Briefen an seine einzige auf Augustenburg lebende Schwester Luise auf dieses Gedicht zurück, er schickt ihr eine Abschrift, er studiert es und er findet hier, was ganz allein ihm das Leben lebenswert macht, die Idee der Entwickelung der Menschheit und der Vervollkommnung der Welt. Und so führt denn auch die Entwickelung der Beziehungen aller dieser Männer, die so lange von einander und über einander hören und berichten, endlich zu einem Ziele: Der Prinz findet die Form der Annäherung, die allein der Würde des Dichters wie der des Fürsten angemessen war, er schreibt in seinem und Schimmelmanns Namen den Brief an Schiller, der diesem die Freiheit zum Werke gab und dem Schreiber die Dankbarkeit der Nachwelt und den Ruhm der Geschichte eintrug.

Schimmelmann schickte das ihm übersandte Schreiben am 29. November 1791 mit seiner Unterschrift an den Prinzen zurück und schrieb gleichzeitig an Baggesen, Friedrich Christian teilte letzterem am selben Tage mit, daß er den Brief an Schiller auf die Post geben werde, und Baggesen schrieb darauf sofort gleichfalls an Schiller und legte den Brief Schimmelmanns bei, den er eben bekommen hatte. Drei Briefe gingen von Kopenhagen nach Jena.

An Schiller[9])

Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde

ſind Ihnen unbekant, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius der verſchiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabenſten unter allen menſchlichen Zwecken ſtempeln konte. Sie finden in dieſen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthuſiasmus, der das Band ihrer Freundſchaft knüpfte, und gewöhnten ſich bey ihrer Leſung an die Idee den Verfaſſer derſelben als Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen. Groß war alſo auch ihre Trauer bey der Nachricht von ſeinem Tode, und ihre Thränen floſſen nicht am ſparſamſten unter der groſen Zahl von guten Menſchen die ihn kennen und lieben.

Dieſes lebhafte Intereſſe, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anſchein von unbeſcheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Abſicht dieſes Schreibens! Wir faſſen es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikateſſe Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden dieſe ſogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewiſſes Maas vorgeſchrieben iſt, welches ſie ohne Misbilligung der Vernunft nicht überſchreiten darf.

Ihre durch alzuhäufige Anſtrengung und Arbeit zerrüttete Geſundheit, bedarf, ſo ſagt man uns, für einige Zeit einer groſen Ruhe, wenn ſie wiederhergeſtelt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden ſoll. Allein Ihre Verhältniſſe Ihre Glücksumſtände verhindern Sie, Sich dieſer Ruhe zu überlaſſen. Wolten Sie uns wohl die Freude gönnen Ihnen den Genuß derſelben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drey Jahre ein jährliches Geſchenk von tauſend Thalern an.

Nehmen Sie dieſes Anerbieten an edler Mann! Der Anblick unſrer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wiſſen dieſe zu ſchäzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſeyn, Bürger in der groſen Republick, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdbals umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder vor ſich, nicht eitle Groſe, die durch einen ſolchen Gebrauch Ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie dieſe Ruhe genieſen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfniſſe Ihres Geiſtes fehlen, in einer Hauptſtadt die der Siz einer Regierung, zugleich ein groſer Handlungsplaz iſt, und ſehr ſchäzbare Bücherſamlungen enthält. Hochachtung und Freundſchaft würden von mehrern Seiten wetteifern Ihnen den Aufenthalt in Dännemark angenehm zu machen, denn wir ſind hier nicht die einzigen welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergeſtelter Geſundheit wünſchen ſolten im Dienſte des Staats angeſtelt zu werden, ſo würde es uns nicht ſchwer fallen dieſen Wunſch zu befriedigen.

Doch wir ſind nicht ſo kleineigennüzig dieſe Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlaſſen dies Ihrer eignen freien Wahl. Der Menſchheit wünſchen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und dieſem Wunſche muß jede andre Betrachtung nachſtehen.

Copenhagen d 27 November 1791

Friedrich Chriſtian P z. S. Holſtein.

Ernſt Schimmelmann

Baggesen an Schiller.

Coppenhagen d. 29ten November 1791.

Verzeihen Sie, tiefverehrter und innigstgeliebter Herr Hofrath! daß auch ich es wage, Ihnen mit der heutigen Post einige Zeilen zu schicken.

Sie werden einen Brief empfangen, oder schon empfangen haben, von einem, wo nicht befremdenden, doch gewiß sehr unerwarteten Inhalt. Zwei Ihnen ganz unbekannte Weltbürger, die der Schuzengel meines Vaterlandes in Coppenhagen zusammengebracht hat, deren Geister-Rang über ihren Titeln: Prinz und Graf eben so erhaben ist als der Ihrige über den Titel Hofrath, vereinigen Ihre für die Menschheit brennende Herzen, Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihr oeconomisches Schicksal Ihren Verdiensten, unserem Jahrhundert und der veredelten Menschheit um etwas gemäßer machen zu dürfen.

Ihre Beweggründe zu dieser Bitte sind Kenntniß Ihrer Werke, und die daraus entspringende Bewunderung Ihres Geistes, Hochachtung für Ihren Charakter als Mensch, und Ueberzeugung von der Wichtigkeit Ihres fortdauernden Wirkens — ihr Zweck ist das Heil der Menschheit, der deswegen nicht weniger rein, nicht weniger bestimmt ist, wenn auch ihre Herzen dabey eine freundschaftliche Nebenrükksicht auf Ihre individuelle Lage nehmen.

Ich schäze Sie zu sehr, edler Schiller! um diese schüchterne Bitte jemals unterstüzen zu wagen, wenn ich nicht von diesen Beweggrund und diesen Zweck gänzlich überzeugt wäre. Ich weiß, daß nicht die geringste Eitelkeit, nichts selbst von jenem edleren Stolze, gern geben zu wollen — nichts von allen dem, was man bey weniger seltenen Menschen zu vermuthen be-

rechtigt ist, sich in dieser Handlung mischt. Ich weiß, daß die beyde Bittende durch Ihre Genehmigung mehr — unendlich viel mehr, als Sie, gewinnen; und daß sie beyde dies fühlen, und immer fühlen werden. Ich kenne beyde diese schöne Seelen genau, nach mehrjährigen vertrauten Umgang; und wenn meine Ueberzeugung, was jene Gesinnungen betrift, nicht unerschütterlich wäre — ich wiederhohle es, so sehr ich beyden auch verbunden und ergeben bin, ich würde Redlichkeit genug besizen, um einen Mann von dem Charakter, den ich Ihnen zutraue, dessen innere Ruhe mir unendlich theurer als seine äussere ist, von der Genehmigung einer solchen Bitte abzurathen — wenn Er meinen Rath brauchte, oder ich berechtigt wäre Ihm einen solchen zu geben. Ich bin schon im voraus so überzeugt, daß Unabhängigkeit einem Geiste wie dem Ihrigen das non plus ultra irrdischer Vortheile sein muß, daß ich, — wenn auch nur die geringste Verbindlichkeit mehr, als die, welche die bloße Anerbietung einem fühlenden Herzen notwendig macht, Ihnen mit der Annahme derselben aufgelegt wurde — lieber Ihren Tod noch einmal beweinen möchte, als nur mit einer Sylbe dazu beitragen, Ihr Leben zu verlängern. Aber im obliegenden Falle hält es meine ruhige, nach reifer Ueberlegung immer gleich urtheilende Vernunft für strenge Pflicht, Ihnen als Mensch, als Bürger, und (meinerseits) als Freund, dies Annehmen anzurathen. Und wenn ich nicht zu dem Ende meine ganze Beredsamkeit aufbiethe, so ist es nicht bloß, weil die immer gegenwärtige Vorstellung der Ihrigen mich schüchtern macht, sondern weil ich weiß, daß ich keine andere besitze, als die des Schweigens.

Möchte dies Schweigen mit den einzigen Ausdruck der höchsten

Empfindung Ihnen alles dasjenige sagen, was meine Seele der Ihrigen bey dieser Gelegenheit zuflüstert! möchten Sie darin lesen, edler Schiller! wie glücklich Sie nicht nur den Prinzen Friederich Christian, und den Grafen Ernst Schimmelmann durch Ihre Annahme — sondern wie seelig Sie mich, meine Frau, und viele andere, die wenigstens dadurch, daß sie Sie ganz zu schäzen wissen, verdienen von Ihnen gekannt zu werden, durch Ihre Hieherkunft machen würden!

Erlauben Sie mir indessen die ziemlich ruhige Hofnung einer uns beglükenden Entscheidung! Sie ist auf Schäzung der Höhe, die ich Ihrer Seele zutraue, gegründet. Edel ist bisweilen der Stolz, von niemanden etwas, das man nicht gleich mit gleicher Münze bezahlen kann, anzunehmen; aber noch edler ist das Selbstbewustsein, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, jenes sich erlauben zu können! Wenn der Mensch sich jemals ganz zum göttlichen Gipfel seines moralischen Vermögens hinaufschwingt, so ist es sicherlich nicht, wenn er sichtbar giebt und unsichtbar nimmt; sondern wenn er sichtbar nimmt und unsichtbar giebt. In jenem Falle handelt er eigennüzig, weil er nur auf sich selbst — in diesem großmütig, weil er nur auf andere Rüksicht nimmt. Aber ich schäme mich, Ihnen etwas zu sagen, was Sie sich selber sicher, und unendlich besser sagen werden.

So eben erhalte ich ein Billet von den Grafen Schimmelmann, worin er mir aufträgt, Sie inständigst zu bitten, seinen Nahmen in dieser Sache geheim zu halten. Ich unterstüze diese Bitte, da ich weiß, wie sehr er das scheinen mehr als alles haßt, und überzeugt bin, daß das einzige, was ihm diese Handlung konnte bereuen lassen, öffentliche Bekanntmachung

wäre. Das nehmliche gilt von den Prinzen. Er äuſſert übrigens einige Furcht, daß ein Ausdruck in dem Briefe (den der Prinz aufgeſezt und geſchrieben hat, und worin er aus Höflichkeit keine Veränderung hat machen wollen) Ihnen anſtößig ſein konnte — Er appellirt auch gegen das „wir" wo der Prinz von Anſezung hier ſpricht, weil dies nicht von Ihm; ſondern bloß vom Prinzen, als Protector der Univerſitet, abhängt — — Doch ich will Ihnen lieber das ganze Billet ſchicken. Sie können zum Theil die Delicateſſe ſeines Kopfs und ſeines Herzens daraus ſehen. Nur dies muß ich hinzufügen: Wenn Sie dieſen Mann kannten, würden Sie ihn gewiß nicht, als jemand, den man abgewieſen hat, auch nur ſich ſelbſt, erſcheinen laſſen.

Kommen Sie, tiefgeſchäzter, innigſtgeliebter Mann! Sie werden dem Nordpol näher rücken; aber warme Herzen ſchlagen Ihnen entgegen. Kommen Sie zu uns! Bald wird unſer Reinhold Ihnen nachfolgen. Sie werden doch etwas hier in Coppenhagen finden, das man nicht überall antrifft: Muſſe, Freyheit und Freunde! Auch Ihrer liebenswürdigen Gemahlin (der ich meine Empfehlungen zu Füſſen lege) wird es nicht an liebenden Schweſtern fehlen.

Ich will es nicht anfangen, Ihnen für alle die ſeeligen Stunden, die Sie mir unſichtbar — und für die unvergeßliche Momente die Sie mir ſichtbar geſchenkt haben zu danken — denn ich würde nie endigen.

Grüßen Sie durch Ihren eigenen Genius meinen unausſprechlich theuren Reinhold — und ſagen Sie ihm von Schimmelmann, dem Prinzen und mir alles was Hochachtung und Liebe ausdrücken möchten.

Ich bin mit jenen Gefühlen, die Sie hieher rufen, ewig

Ihr

ergebenster

J. Baggesen.

[Einschluß]

Schimmelmann an Baggesen

[29. November 1791]

Ich muß Sie, lieber Baggesen, bitten, heute zugleich an Schiller zu schreiben, wenn der von dem Prinzen und mir unterzeichnete Brief heute abgeht. Ich ersuche Sie inständigst, von Schiller in Ihrem und meinem Namen zu verlangen, er mag unser Anerbieten annehmen oder abschlagen, er meinen Namen geheim hält. Es ist mir Befriedigung genug, wenn er mich genug schätzt, um solches zugleich von mir anzunehmen. Als Privatperson habe ich weder das Recht, noch das Verlangen, mich ganz an der Seite des Prinzen zu setzen, mich selbst unter die Großen zu rechnen, und ich gebe hierin nur der Freundschaft des Prinzen nach. Mein Name kann mit dem seinigen nicht auf diese Weise erscheinen, ohne daß viele, welche nicht den einzigsten Zweck — welches allein Schiller, allein der große Mann, ist — kennen, es mißbilligen würden.

In meiner Situation muß ich auch hierin die öffentliche Meinung und die Vorurteile von vielen schonen, welche dasjenige in dem Prinzen billigen, welches Sie in mir als Anmaßung tadeln würden.

Zum Exempel die gewisse Hoffnung, Schiller, wenn er es wünscht, in Dienste des Staates einsetzen zu können; drei Jahre sind auch für einen Minister eine lange Epoche.

Wenn Schiller es annimmt, so nimmt er es von einem unbekannten Freunde an. Dieser modeste Charakter würde mich allein schmeicheln und befriedigen.

Schlägt er es aus, so gewinne ich dadurch das traurige Recht, nicht als jemand zu erscheinen, den man abgewiesen.

Schreiben Sie bei dieser Gelegenheit an Reinhold, so sagen Sie ihm auch etwas von mir; was Sie ihm sagen, kann ich gewiß, ohne es zu lesen, unterschreiben.

D. 29. Novbr. E G Schimmelmann.

Mit Recht hat man gesagt, daß wir Schillers Genesung, seinen wiederkehrenden Lebensmut, die neue Entfaltung seiner schöpferischen Tätigkeit ganz allein dem Prinzen von Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken. Zunächst aber wurden, wie ja leicht begreiflich, durch die große Erregung beim Empfang der Briefe seine Gesundheitsumstände etwas verschlimmert. Er konnte nicht einmal zu Reinhold, dem Mittler zwischen ihm und Baggesen, gehen, sondern mußte ihm die Briefe schicken. „Der Eindruck, den der große, herrliche, alle meine hochgespannte Erwartung übersteigende Inhalt auf mich gemacht hat," schreibt Reinhold an Baggesen, „ist unbeschreiblich, und die Handlung Friedrich Christians und Ernst Schimmelmann's ist und bleibt in meinen Augen ein um so viel größeres

moraliſches Wunderwerk, je mehr ſich dieſelbe in ihren Briefen als das natürlichſte Reſultat ihrer gewöhnlichen Weiſe zu denken und zu handeln ankündigt. Mit Freudenthränen in den Augen lief ich ſogleich zu Schiller'n. Seine Unpäßlichkeit war eine Wirkung des überraſchenden tiefen Eindrucks, von dem er ſich nur allmälig wieder erholt hat; aber doch noch nicht ſo ganz, daß er nicht ſeine Antwort auf einen der nächſten Poſttage verſchieben müßte. — O, wenn Sie den Ausdruck der Freude und der Rührung mit mir in den Augen des edlen Paares hätten leſen können!"

Der allzeit getreue Freund und Helfer Körner, dem übrigens einige Wochen vorher ſein Sohn Theodor geboren war, war der erſte, an den Schiller einen Brief richtete. „Ich muß Dir unverzüglich ſchreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich ſchon ſo lange ich lebe aufs Feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes. Die Delicateſſe und Feinheit, mit der der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten ſelbſt. Wie mir jetzt zu Muthe iſt, kannſt Du denken. Ich habe die nahe Ausſicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen und, unabhängig von Nahrungsſorgen, ganz den Entwürfen meines Geiſtes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße zu lernen und zu ſammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten." Körner hatte gerade in dieſen Tagen Veranlaſſung, wehmütige Betrachtungen über die Art ſeiner Tätigkeit am Dresdner Appellationsgericht anzuſtellen; er fand, daß das Wenige, was man dabei leiſten könnte, die Zeit und Anſtrengung nicht wert

wäre, die man einem höheren Zwecke entzöge. Um so mehr war er fähig, das Glück des Freundes zu verstehen und mit zu genießen. Er riet ihm Enthaltsamkeit von aller Arbeit, die ihm nicht als Beschäftigung notwendig, oder als Genuß wohltätig wäre. „Für Dich konnte sich nichts Erwünschteres ereignen, als dieser glückliche Zufall, daß unter den Menschen, die sich für Dich interessiren, gerade einer ist, der so viel für Dich thun kann, als der Prinz von Holstein. — Unsere Freude kannst Du Dir denken. Jetzt genieße ungestört der Ruhe und Muße, die Dir gewährt ist. Wirf alle Buchhändlerarbeit bei Seite, die Dir nicht Genuß giebt. Lebe für Dich und für die Zukunft.

Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.“ [10])

An einem Dienstage hatte Schiller die Briefe aus Kopenhagen empfangen, Freitag darauf antwortete er Baggesen und an dem folgenden Montage den weltbürgerlichen Freunden.

Schiller an Baggesen

Jena den 16. Dec. 91.

Wie werd ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird

von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortreflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichre, Zukunft macht mir bessre Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortrefliche Prinz, der sich von freyen Stücken entschließt, dasjenige bey mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung

meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor 10 Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen

Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bey aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hofnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwey oder drey stille Jahre gegeben, die ich frey von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfieng, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabey war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der

Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hofnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederhohlen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freye Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlohrene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hofnungen zu rechtfertigen, die zwey vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweyte Hälfte Ihres Wunsches —

theurer vortreflicher Freund, warum kann ich dieſe nicht eben ſo ſchnell erfüllen als die erſte? Unter der Unmöglichkeit, die Reiſe zu Ihnen ſobald als Sie wünſchen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich ſelbſt. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer ſchönen veredelten Humanität, das hier ſo wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis ſolcher Menſchen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entſchluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch ſo ganz unentſchiedene Geſundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt beſtimmen läßt, wo ich eine ſo wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrſcheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müſſen, ſo ſtehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an deſſen Willen es wenigſtens nicht liegt, daß ich nicht einer beſſern Muße genieße, in Verhältniſſen, die mir auflegen, mich wenigſtens noch ein Jahr als ein *thätiges* Mitglied der Academie zu bezeigen, ſo gewiß ich auch bin, daß ich nie ein *nützliches* ſeyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunſch nicht entgegen ſeyn, die Univerſität auf einige Zeit zu verlaſſen. Bin ich erſt bey Ihnen, ſo wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere ſorgen.

Bis dahin, theurer Freund, laſſen Sie uns einander ſo nahe ſeyn, als das Schickſal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten, und meinen halberſtorbenen Geiſt an Ihrem friſchen feurigen Genius zu wärmen wird ſtets ein Bedürfniß meines Herzens ſeyn. Nie ſo lang ich bin, vergeſſe ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen

Dienſt, den Sie mir, wiewohl ohne dieſe Abſicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleiſtet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erhohlen, ſo erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren friſche nektariſche Blumen, die ein himmliſcher Genius dem kaum erſtandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beſchreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang ſelbſt! Er war für den Abgeſchiedenen beſtimmt und der Lebende wird ſich nie mehr erlauben, ihn zu berühren.

Verzeihen Sie dieſen langen Brief, mein vortreflicher Freund, der leider noch dazu faſt nur von mir ſelbſt handelt. Aber zu Eröfnung unſerer Correſpondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einem mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan ſei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundſchaft gegen Sie Beſitz nehme, die ich erſt durch eine Reihe von Proben verdienen lernen ſollte. In einer Welt, wie diejenige iſt, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Geſetze als die Vorſchriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie ſagen Sie von meiner Lotte und mir alles herzliche, und daß ſie ſich bereit halten möge, eine Correſpondentin gütig anzuhören, die ſich ihr nächſtens darſtellen wird. Wie zwey glänzende Erſcheinungen ſchwebten Sie beyde, ſchnell doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Geſtalten ſind lang verſchwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

Schiller an Friedrich Christian und Schimmelmann

[19. Dezember 1791]

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwey edle Nahmen in Einen, und zwar in Denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie Sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bey welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealische Verhältniß, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie *geben*, glaube ich, *empfangen* zu können. Ihr Zweck dabey ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Ver-

pflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erſcheinen. Nicht an Sie, ſondern an die Menſchheit habe ich meine Schuld abzutragen. Dieſe iſt der gemeinſchaftliche Altar, wo Sie Ihr Geſchenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrteſten, daß nur die Ueberzeugung, von mir verſtanden zu ſeyn, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaube ich mir, dieß zu ſagen.

Aber der nahe Antheil, den ein allzupartheyiſches Wohlwollen für mich an Ihrer großmüthigen Entſchließung hat, der Vorzug, den Sie vor ſo vielen andern mir ertheilen, mich als das Werkzeug Ihrer ſchönen Abſicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfniſſen eines Ihnen ſo fremden Weltbürgers herabſteigen legen mir gegen Sie die perſönlichſten Pflichten auf und miſchen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigſten Liebe. Wie ſtolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelſte aller Zwecke heiligt, den der Enthuſiasm fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit iſt die Begeiſterung, welche in Thaten ſich äußert, über diejenige erhaben, die ſich darauf einſchränken muß, zu Thaten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der ſiegenden Kraft auszurüſten, wodurch ſie Herzen ſich unterwürfig machen, iſt alles was der Philoſoph und der darſtellende Künſtler vermögen — wieviel anders iſts, die Ideale von beiden in einem ſchönen Leben zu realiſiren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künſtlers abfertigt: „Sie haben gethan, was ich nur mahlen konnte!“[11]) —

Aber, wenn ich es auch vergeſſen könnte, daß ich ſelbſt der

Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegentheil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Mahler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Uebernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie Sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmüthigen Unterstützung seyn. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Climas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben seyn. Unter den vielen Entbehrungen, wozu Sie mich verurtheilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwey Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und,

wie dieſe, meinem Dank unerreichbar ſind. In dieſer ſchönen Zukunft zu leben und mit ſeinen Wünſchen und Träumen dieſem Zeitpunkt voran zu eilen, wird bis dahin die liebſte Beſchäftigung ſein

Ihres tief verpflichteten und
ewig dankbaren
Jena, 19. Dec. 91. Fridr. Schiller.

Am 3. Januar gelangten die Briefe Schillers nach Kopenhagen. Der Prinz eilte in ſeiner Entzückung mit dem ſeinigen ſogleich zu Baggeſen, dieſer brachte ihm noch am Abend den ihm zugekommenen, den er mehrere Stunden ſpäter erhalten hatte. Und ſogleich erging ein Freudenerguß an Reinhold: „Schiller hat dem Prinzen und dem Grafen in einem, und mir in einem andern Briefe eine ſo ſchöne Seele dargeſtellt, uns Allen ſo liebliche Hoffnungen für ſeine Geſundheit und Geiſtesruhe gegeben, ſo viel Apolloniſche Würde in dem menſchlichen Dankgefühle gezeigt, daß jene edlen Geber ſich ſchon in dieſen Briefen von dieſem edlen Nehmer mehr als überflüſſig bezahlt finden, und von jetzt an ſich als ſeine perſönlichen Schuldner anſehen.“ Auch der Prinz ſchrieb am ſelben Tage an ſeine Schweſter Luiſe: „Mit der heutigen Poſt haben wir Antwort von Schiller erhalten. Er nimt das Anerbieten an und giebt Hofnung hieher zu kommen wenn ſeine Geſundheit es ihm erlauben wird. Der Brief iſt mit vieler Würde abgefaßt, ich habe ihn izt nicht ſonſt würde ich ihn Dir ſenden. Aber recht ſehr bin ich darüber verwundert, daß es ſchon in der deutſchen Zeitung ſteht, daß Schiller ein ſolches Anerbieten erhalten habe.“ Des Prinzen Dank an Schiller lautet:

[7. Januar 1792]

Erlauben Sie edler und verehrter Mann daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und die uns gegebene Hofnung bezeuge Sie hier in Dännemark zu beſizen. Ihr Betragen in dieſer Angelegenheit iſt ganz Ihrer würdig, und vermehrt die Hochachtung welche ich ſchon bisher für Sie hegte. Nichts kömt jetzt meiner Sehnſucht bey, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und ich ſehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können.

Sie werden wahrſcheinlich ſchon durch den Profeſſor Baggeſen die Anzeige des Kaufmannshauſes in Leipzig erhalten haben, bei welchem Ihnen ein Credit von 200 Louisdor gemacht iſt. Sollte dieſe Anzeige noch nicht geſchehen ſeyn, ſo wird ſie unverzüglich erfolgen.

Möchte Ihre theure Geſundheit doch bald wieder hergeſtellt ſeyn dies iſt einer der lebhafteſten Wünſche

Ihres
wahrhaft ergebenen
C. d. 7. Januar 1792. Fried. Chriſtian
P. z. Schleswig-Holſtein.

Auch Baggeſen antwortete Schiller, Kopenhagen, den 10. Januar 1792: „Sie werden Sich kaum vorſtellen können, mein verehrungswürdigſter Freund, mit welcher Entzückung der Prinz von Auguſtenburg und der Graf v. Schimmelmann Ihren ſo ſehnlich erwarteten Brief empfangen und geleſen haben. Ich bin ein nicht gleichgültiger Zeuge ihrer lebhaften Freude geweſen. Die Gräfin Schimmelmann, meine Frau, und

mein beſter hieſiger Freund, der Graf Moltke (ein Mann, deſſen Hochachtung und Bewunderung Sie ganz beſitzen und deſſen Freundſchaft Ihnen einſt ſelige Stunden ſchenken wird), haben dieſe Freude mit uns geteilt — und nehmen Sie, edler Geber auf dem Gipfel des edlen Nehmens, in den Thränen, welche die Freude über Ihre Briefe unſern Augen ablockte, den wärmſten, herzlichſten Dank an für Ihre freundliche Annahme. Daß der Zweck jener Anerbietung, der Erfolg dieſer Annahme der von beiden Seiten gewünſchte ſein wird, daran können wir nicht und daran müſſen Sie nicht zweifeln. Wahrlich, wenn auch nur die Muſenwelt mit einer Erſcheinung mehr, wie die Ihrer „Künſtler", dadurch beſchenkt werden ſollte, ſo wäre ſchon ein Zweck erreicht, der jene Mittel, deren Gewicht gewogen werden kann, tauſendfach belohnte. Und — was ſage ich? Alles iſt ſchon mit Zinſen bezahlt durch die einzige Nachricht in dem letzten Briefe meines Reinholds: „Schiller iſt, ſeitdem er ſich von der Ueberraſchung erholt hat, heiter und zuſehends geſünder."

Wir wollen alſo dieſe ins reine gebrachte Sache zu den übrigen quittierten Rechnungen hinlegen und hinfüro kein Wort mehr davon ſprechen. Wie ſoll ich Ihnen aber beſchreiben, mein innigſt verehrter Freund, wie unendlich über allem Ausdruck mich die kurze Skizze Ihrer Geiſtesgeſchichte Ihnen verpflichtet hat? Meine ganze Seele dankt Ihnen in bewundernder Anhänglichkeit dafür, und dürfte ich meinem Kopfe nur den hundertſten Theil der Aehnlichkeit mit dem Ihrigen zutrauen, die mein Herz mit Ihrem Herzen empfindet, würde ich dieſen Dank lauter werden laſſen. Ich würde Ihnen dann die Geſchichte des Verhältniſſes meiner Seele zu jenem Geiſte,

den sie in Ihren Schriften sogleich mit Entzückung erkannte, erzählen — und Sie würden im stande sein, ganz zu begreifen, wie tief der Name: Freund in einem Briefe von Friedrich Schiller mich gerührt hat, und wie sehr das Andenken an die Empfindung, worin er mir — sei es auch fürs letzte, wie zum erstenmal — geschenkt wurde, immer beglücken wird."

Schon am Tage vorher war ein Brief von Jena nach Kopenhagen abgegangen.

Schiller an Baggesen

Jena den 9. Jänner 1792.

Ich rechne darauf, mein theurer Freund, daß Sie meine zwei Briefe nunmehr werden erhalten haben, und bediene mich, wie Sie sehen, schon in vollem Maße der Freiheit, welche ich mir darin erbat, unsern Briefwechsel fortzusetzen. Diesmal aber entschuldigt mich die Nothwendigkeit, Ihnen ungesäumt von einem Vorfalle Nachricht zu geben, der mich unangenehm genug überrascht hat. Ich erfuhr nämlich, daß in der Frankfurter Zeitung des Geschenkes erwähnt worden sei, das mir Pr. Fr. Chr. und Graf Sch. angeboten haben, und wahrscheinlich bin ich es allein, der, obgleich unschuldig, dazu beigetragen hat.[12]) Es war unmöglich, einen mir so wichtigen Umstand gewissen Verwandten und Freunden, am wenigsten aber dem Herzog von Weimar geheim zu halten, dem ich in jeder Rücksicht die Entdeckung schuldig war. Einem von diesen muß ein Wort in Gesellschaft darüber entfallen seyn, und nichts geht über die Neuigkeitsbegierde und Indiscretion der Zeitungsschreiber und ihrer Correspondenten. Der leb-

hafte Antheil meiner Freunde an meinem Glücke, und die so natürliche Bewunderung, welche Handlungen dieser Art jedem fühlenden Herzen abnöthigen müssen, ließ sie nicht vorsichtig genug mit diesem Geheimniß umgehen, und so, vermuthe ich, kam es vor ungeweihte Ohren. Es aber auch meinen ersten und nächsten Freunden zu verbergen — nein, das war unmöglich, das wäre eine zu harte Bedingung gewesen. So viel aber getraue ich mir zu verbürgen, daß keiner, dem ich selbst es vertraute, fähig war, es auf eine so gemeine Art zu profaniren. Also ist blos der Zufall und der Fürwitz irgend eines Horchers deswegen anzuklagen.

Zum Glücke wird in der Zeitungsnachricht blos allein des angebotenen Geschenkes erwähnt, und dies beruhigt mich doch in etwas, daß gerade dasjenige, was gerade am wenigsten gesagt werden dürfte, ignorirt wird. Nun bitte ich Sie aber und beschwöre Sie, theurer Freund, machen Sie mir Graf Sch. wieder gut; sagen Sie zu meiner Entschuldigung, was Ihr Herz Ihnen vielleicht selbst schon gesagt hat. Bieten Sie alle Ihre Beredsamkeit auf; die Unmöglichkeit, die Entdeckung ganz zu verhüten, gibt mir einigen Anspruch auf Nachsicht und Verzeihung. So sehr die Bescheidenheit des Prinzen Fr. Chr. und des Grafen Sch. dadurch beleidigt werden muß, wie ich sehr gut fühle, so hoffe ich doch, daß diese zufällige Bekanntwerdung ihrer still handelnden Großmuth Beiden im Grunde eben so gleichgültig seyn kann, als eine ewige Verborgenheit derselben. So wenig auch die Werke des Herzens für die öffentliche Ausstellung gemacht sind, so wenig brauchen sie sich davor zu fürchten, wenn das Ohngefähr sie ans Licht reißt. Doch was suche ich das Geschehene zu mildern? Ihnen

übertrage ichs, theurer Freund, und bitte Sie angelegentlich und dringend, mich bald möglichſt, wenn auch nur in zwei Worten, über den Eindruck zu beruhigen, den dieſer fatale Vorfall auf meine großmüthigen Freunde gemacht hat. Bis dahin bin ich bekümmert, und ſehe mit ängſtlicher Ungeduld Ihrem Briefe entgegen.

Der Herzog von Weimar hat an meinem Glück einen Antheil genommen, der ſeinem Herzen Ehre macht. Er erlaubt mir, ſobald meine Geſundheit und die Jahreszeit es geſtatten, auf eine Zeit lang von hier abweſend zu ſeyn, und die Reiſe nach Dänemark anzutreten. So kann ich alſo getroſt meiner Neigung folgen, ohne irgend eine Pflicht dabei zu verletzen, und Dies, ich geſtehe es Ihnen, macht die Freude vollkommen, die mir der Blick in die Zukunft gewährt.

Meine Geſundheit hat ſich ſeitdem nicht verſchlimmert, und Dies iſt in dieſer Jahreszeit und bei dieſer Witterung ſchon ein ſehr glücklicher Umſtand. Mein Gemüth iſt heiter, und der Kopf kann Beſchäftigung ertragen. Kants und Reinholds Philoſophie gibt mir dieſe in vollem Maß. — und in glücklichen Momenten beſucht mich auch eine dichteriſche Begeiſterung. Ich lege Ihnen hier die eben erſt aus der Preſſe kommenden Bogen der Thalia bei, um mich Ihnen und Ihren Freunden auf einige Stunden dadurch zu vergegenwärtigen. Die Stanzen und der dritte Aufſatz ſind von meiner Hand; finden Sie eins von beiden werth, unſern Prinzen und Graf Sch. zu beſchäftigen, ſo laſſen Sie es zu einem Sühnopfer dienen.

Sie leſen in meiner Seele, was ich Ihnen jetzt noch aufzutragen wünſche — eh ich der Verzeihung verſichert bin, habe

ich den Muth nicht, mein Herz gegen unsere edlen Freunde reden zu lassen.

Ihrer liebenswürdigen Sophie dieses Blatt von meiner Frau und meine herzlichsten Empfehlungen. Ganz der Ihrige

S.

Baggesen konnte ihn (Kopenhagen, den 30. Januar 1792) beruhigen: „Die Bekanntmachung jener wie die Unschuld schüchternen Freundschaftsbezeugung des Prinzen und des Grafen in den Frankfurter, Gothaschen, Hamburger und Dänischen Zeitungen befremdete freilich alle Sieben, außer mich; der ich nie, auch nur im Traum, die Möglichkeit mir hatte einfallen lassen, jene That gänzlich verborgen zu halten. Homo sum, nil humani a me alienum, und nichts kann ich gänzlicher mitempfinden, als was Sie von jener gar zu strengen Bedingung sagen. Ich würde an Ihrer Stelle ebenso gehandelt haben; denn welche Qual ist unausstehlicher als Freude, die man mit niemand, selbst nicht mit denen, die wir mehr als uns selbst lieben, teilen darf. Man muß sich aber darüber wegsetzen — man würde vergebens verbluten im Kampfe mit notwendigen Uebeln. Beruhigen Sie sich ganz über diesen unabwendbaren Zufall, mein teuerster Freund! so wie der Graf darüber schon lange beruhigt ist. Ich sah es voraus und machte ihn darauf gefaßt; daß ich Ihnen so angelegentlich und dringend schrieb, geschah mehr, um Ihnen ganz anschaulich zu machen, wie dieser Edelste unter den Edlen, die ich kenne, über so was denkt, und wie unendlich, fast bis zur entgegengesetzten Extremität er von jener, den sogenannten Großen anhängenden Eitelkeit und Schausucht entfernt ist.

Was den Prinzen betrifft, werden Sie Menschenkenntnis genug haben, um a priori zu wissen, daß der Prinz nicht geboren worden ist, nicht geboren werden kann, dem ein solcher Zufall schlechterdings unangenehm wäre. Jene Originalität der Denkungsart wächst nicht auf diesem Boden — es ist schon Wunder genug, daß sie im gräflichen fortkommen kann.

Beide diese wirklich äußerst seltenen, höchst achtungswerten und liebenswürdigsten Menschen schätzen, bewundern und lieben überhaupt Ihren Geist — und jetzt, seitdem wir so glücklich sind, Sie etwas näher zu kennen — Ihre Person zu sehr, um Ihnen etwas übel zu nehmen, was nicht gerade auf Ihrer Seite böse gemeint und also das Unmöglichste alles Unmöglichen wäre."

Daß Baggesen recht hatte, zeigen wenige kurze Aeußerungen Friedrich Christians in Briefen an seine Schwester: „Schiller hat sich über die schnelle Verbreitung des Inhalts unseres Briefes gerechtfertigt. Seine Gesundheit bessert sich und er wird, sobald die Jahreszeit es erlaubt, uns hier besuchen. Er hat mit seinem lezten Brief an Baggesen ein Stück der Thalia geschickt, worin die Uebersezung der Aeneide in achtzeiligen Stanzen, und ein Aufsaz über das Vergnügen an tragischen Gegenständen von ihm sind. Ich habe bis jezt nur darin geblättert. Man rühmt aber beyde ungemein. Es ist izt algemein bekant, daß er von hier aus eine Unterstüzung bekömt, und man ist sehr im Publiko damit zufrieden."

Noch einmal schrieb Baggesen am 29. März 1792 als Antwort auf Schillers „herrlichen, freundschaftsvollen, edeln Brief" vom 9. Januar:

„Prinz Friedrich Christian und Graf Schimmelmann, oder

Graf Schimmelmann und Prinz Friedrich Chriſtian (denn es iſt ſchwer zu entſcheiden, welcher von dieſen höchſt ſeltenen Edlen in einem Briefe, der ſich über die Kleinigkeiten der Kleinigkeiten hinwegſetzt, zuerſt genannt werden müßte) ſehen mit ſehnſuchtsvollem Vorgefühl ihres Hochgenuſſes jeder Zeile von Ihnen an ſie entgegen, und wenn ſie nicht dringend darum bitten, ihnen dieſen Genuß zu gewähren, iſt ſicherlich nur Schonung Ihrer teuren Zeit, was ſie davon abhält. Es hat ſie beide innig gefreut, daß Sie ihnen durch Ihren Brief an mich Hoffnung gaben, bald etwas von Ihnen unmittelbar zu erhalten. Nur ſchreiben Sie, ohne Rückſicht auf einige Verbindlichkeit, kurze oder lange Briefe, ſelten oder häufig, wenn und was und wie Sie wollen." Wenn er aber in demſelben Briefe zuverſichtlich äußert: „Ich bin von jetzt an für Sie gar nicht mehr bange; Sie werden ein hohes Alter erreichen. Was Sie gelitten, hat Ihren Körper nicht geſchwächt, ſondern abgehärtet. Es blüht in dieſem Glauben eine meiner ſchönſten Roſen", ſo entſprach dem die Wirklichkeit leider gar nicht. Wiederholte Krankheitsanfälle quälten den Dichter gerade in dieſer Zeit, und die freundliche Geduld der wartenden Briefempfänger in Kopenhagen wurde auf eine lange Probe geſtellt.

Die Welt tat einen gewaltigen Schritt weiter. Das Unternehmen, eine staatliche Gemeinschaft auf die reinen Gesetze der Vernunft zu gründen, hatte die Unreife der Menschheit gezeigt; wo Grundsätze versagten, mußten die Waffen neue Möglichkeiten eröffnen. Frankreich, das schon lange im innern Kampfe um seine Neugestaltung rang, zog jetzt die Nachbarländer in seine Wirren hinein. Krieg brannte auf mit Oesterreich und Preußen, und Goethe war im Feldlager. Drinnen in Paris wurden Redeschlachten geschlagen, die Rhetorik derer, die Jahrhunderte hindurch hatten schweigen müssen, leuchtete in frischem Glanze. Männern der geschichtlichen Welt, die der Sache der Freiheit lebten, schenkte die Pariser Nationalversammlung stolz das französische Bürgerrecht, neben Washington, Klopstock und anderen auch Schiller. Aber unmenschliches Blutvergießen entehrte die tyrannischen Freiheitshelden, und es fiel das Haupt Ludwigs XVI. Eine Schrift, die Schiller in des Königs Angelegenheit abfassen wollte, kam nicht zur Ausführung, aber die Ereignisse, die jeder in der Ferne schaudernd miterlebte, stehen unerbittlich und warnend hinter dem, was er nun schrieb. Das Studium Kants hatte seine theoretischen Bedürfnisse erhöht, selbständig gedachte er die Grundlagen der Kunst freizulegen, in einem Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" wollte er seinen Gedanken Form geben, Vorlesungen über Aesthetik, die er hielt, brachten ihm selber größere Klarheit, und Briefe an Körner suchten die Förderung durch Gegenrede auf. Was die Freiheit vom Zwang ihn hatte erarbeiten und innerlich erleben lassen, das

brachte er jetzt den Spendern im Norden dar, als überreiche Gegengabe. Hatten die früheren Briefe, die herüber und hinüber gingen, die Wege gebahnt und den Boden geebnet — jetzt sollte auf dem hergerichteten Platze in Freiheit aufgebaut werden.

Schiller an Friedrich Christian

[Jena, den 9 Februar 1793]

Durchlauchtigster Prinz!

Daß ich ein so langes Stillschweigen gegen Sie beobachtet habe, ist eine Beleidigung, die ich mir selbst und nicht Ihnen zufügte und wegen welcher ich eher Ihr Bedauern als Ihren Unwillen verdiene.

Diese ganze Zeit über ein Opfer der Hypochondrie, höchst ungewiß über meine Gesundheit und in meinen Körper- und Geisteskräften wie gelähmt, fühlte ich mich gänzlich ungeschickt, mich zu der heiteren Geistesstimmung zu erheben, die ich Ihnen gerne zeigen möchte. Aber in den wenigen hellen Sonnenblicken meines bisherigen Lebens habe ich wenigstens daran gearbeitet, Ihrer, mein ewig verehrter Prinz, nicht ganz unwerth zu seyn; und Ihnen sowohl, als Ihrem edeln Freunde, eine Probe davon zu geben, dieses war es, was mich diese ganze Zeit über lebhaft interessirte und beschäftigte. Diesen Winter hoffte ich ganz gewiß, diese Arbeit zu vollenden, und sie dann in die Hände derjenigen zu liefern, denen sie mit vollem Rechte zugehört; denn wem sonst als Ihnen beyden, meine Vortrefflichsten, danke ich das lang gewünschte und unschätzbare Glück, dem freien Hange meines Geistes folgen zu können? Aber meine immer wiederkehrenden Zufälle verursachten mir

ſo viele Unterbrechungen, daß ich nun ſchwerlich vor Ausgang des Sommers die Endigung dieſer Arbeit hoffen kann. Da ſich indeſſen meine Geſundheit nach und nach wieder herzuſtellen ſcheint, ſo ſehe ich mit froherem Muth der Zukunft entgegen.

Das Unternehmen, Gnädigſter Prinz, an das ich mich wagte — denn da ich einmal am Bekennen bin, ſo will ich auch nichts mehr verſchweigen — iſt etwas kühn, ich geſtehe es, aber ein unwiderſtehlicher Hang zog mich dazu hin. Mein jetziges Unvermögen, die Kunſt ſelbſt auszuüben, wozu ein friſcher und freier Geiſt gehört, hat mir eine günſtige Muße verſchafft, über ihre Principien nachzudenken. Die Revolution in der philoſophiſchen Welt hat den Grund, auf dem die Aeſthetik aufgeführt war, erſchüttert, und das bisherige Syſtem derſelben, wenn man ihm anders dieſen Nahmen geben kann, über den Haufen geworfen. Kant hat ſchon, wie ich Ihnen, mein Prinz, gar nicht zu ſagen brauche, in ſeiner Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft angefangen, die Grundſätze der kritiſchen Philoſophie auch auf den Geſchmack anzuwenden, und zu einer neuen Kunſttheorie die Fundamente, wo nicht gegeben, doch vorbereitet. Aber ſo wie es jetzt in der philoſophiſchen Welt ausſieht, dürfte die Reihe wohl zuletzt an die Aeſthetik kommen, eine Regeneration zu erfahren. Unſere vorzüglichſten Denker haben mit der Metaphyſik noch alle Hände voll zu thun, und jetzt ſcheint noch das Naturrecht und die Politik eine nähere Aufmerkſamkeit zu erfordern. Der Kunſtphiloſophie ſcheint alſo von dieſer Seite wenig Licht aufzugehen, und zu einer Zeit, wo der menſchliche Geiſt alle Felder des Wiſſens beleuchtet und muſtert, ſcheint ſie allein in ihrer gewohnten Dunkelheit verharren zu müſſen.

Ich glaube, daß ſie ein beßres Schickſal verdient, und habe den verwegenen Gedanken gefaßt, ihr Ritter zu werden. Für jetzt zwar kann ich bloß einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil mein Beruf zum Philoſophiren noch ſehr unentſchieden iſt, aber ich werde ſuchen, ihn mir zu geben. Zu Gründung einer Kunſttheorie iſt es, däucht mir, nicht hinreichend, Philoſoph zu ſeyn; man muß die Kunſt ſelbſt ausgeübt haben, und dieß, glaube ich, gibt mir einige Vortheile über diejenigen, die mir an philoſophiſcher Einſicht ohne Zweifel überlegen ſeyn werden. Eine ziemlich lange Ausübung der Kunſt hat mir Gelegenheit verſchafft, der Natur in mir ſelbſt bei denjenigen Operationen, die nicht aus Büchern zu erlernen ſind, zuzuſehen. Ich habe mehr als irgend ein anderer meiner Kunſtbrüder in Deutſchland durch Fehler gelernt, und dieß, däucht mir, führt mehr als der ſichere Gang eines nie irrenden Genies zur deutlichen Einſicht in das Heiligthum der Kunſt. Dieß iſt es ohngefähr, was ich zu Rechtfertigung meines Unternehmens im Voraus anzuführen weiß; der Erfolg ſelbſt muß das übrige entſcheiden.

Und bei Ihnen, mein Verehrungswürdigſter Prinz, werde ich wohl keine Apologie dafür nöthig haben, daß ich die wirkſamſte aller Triebfedern des menſchlichen Geiſtes, die Seelenbildende Kunſt, zum Rang einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft erhoben wünſche. Wenn ich der Verbindung nachdenke, in der das Gefühl des Schönen und Großen mit dem edelſten Theil unſers Weſens ſteht, ſo kann ich ſie unmöglich für ein bloßes ſubjektives Spiel der Empfindungskraft halten, welches keiner anderen als empiriſcher Regeln fähig iſt. Auch die Schönheit, dünkt mir, muß wie die Wahrheit und das Recht

auf ewigen Fundamenten ruhn, und die urſprünglichen Geſetze der Vernunft müſſen auch die Geſetze des Geſchmacks ſeyn. Der Umſtand freilich, daß wir die Schönheit fühlen und nicht erkennen, ſcheint alle Hoffnung, einen allgemein geltenden Grundſatz für ſie zu finden, niederzuſchlagen, weil alles Urtheil aus dieſer Quelle bloß ein Erfahrungsurtheil iſt. Gewöhnlich hält man eine Erklärung der Schönheit nur darum für gegründet, weil ſie mit dem Ausſpruch des Gefühls in einzelnen Fällen übereinſtimmend iſt, anſtatt daß man, wenn es wirklich eine Erkenntniß des Schönen aus Principien gäbe, dem Ausſpruch des Gefühls nur deswegen trauen ſollte, weil er mit der Erklärung des Schönen übereinſtimmend iſt. Anſtatt ſeine Gefühle nach Grundſätzen zu prüfen und zu berichtigen, prüft man die äſthetiſchen Grundſätze nach ſeinen Gefühlen.

Dies iſt der Knoten, deſſen Auflöſung leider ſelbſt Kant für unmöglich hält. Was werden Sie alſo, Gnädigſter Prinz, zu dem Einfall eines Anfängers ſagen, der erſt ſeit geſtern in das Heiligthum der Philoſophie hineinblickte, nach der Erklärung eines ſolchen Mannes noch eine Auflöſung dieſes Problems zu verſuchen? In der That würde ich nie den Muth dazu gehabt haben, wenn nicht Kants Philoſophie ſelbſt mir die Mittel dazu verſchaffte. Dieſe fruchtbare Philoſophie, die ſich ſo oft nachſagen laſſen muß, daß ſie nur immer einreiße und nichts aufbaue, giebt, nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung, die feſten Grundſteine her, auch ein Syſtem der Aeſthetik zu errichten, und ich kann es mir blos aus einer vorgefaßten Idee ihres Schöpfers erklären, daß er ihr nicht auch noch dieſes Verdienſt erwarb. Weit entfernt, mich für

denjenigen zu halten, dem dieſes vorbehalten iſt, will ich wenigſtens verſuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, ſo iſt doch keine Reiſe ganz verlohren, auf der die Wahrheit geſucht wird.

Dies leitet mich auf eine Bitte, von der ich wünſchte, mein Vortrefflichſter Prinz, daß ſie Eingang bei Ihnen finden möchte. Ich wünſchte meine Ideen über die Philoſophie des Schönen, ehe ich ſie dem Publikum ſelbſt vorlege, in einer Reihe von Briefen an Sie richten und Ihnen Stückweiſe zuſenden zu dürfen. Dieſe freiere Form wird dem Vortrage derſelben mehr Individualität und Leben, und der Gedanke, daß ich mit Ihnen rede und von Ihnen beurtheilt werde, mir ſelbſt ein höheres Intereſſe an meiner Materie geben. Reiner und lichter Sinn für Wahrheit, mit warmer Empfänglichkeit für Alles, was Schön und Groß und Gut iſt, verbunden, iſt das Eigenthum weniger Sterblichen, und unſere mehreſten Gelehrten beſonders ſind ſo ängſtlich in ihre Syſteme eingeſchnallt, daß eine etwas ungewohnte Vorſtellungsart ihre mit dreifach Erz umpanzerte Bruſt nicht durchdringen kann. Wenige ſind es, in denen das zarte Schönheitsgefühl durch Abſtraktion nicht erſtickt wird, und noch weit wenigere halten es der Mühe werth, über ihre Empfindungen zu philoſophiren. Ich muß es durchaus vergeſſen, daß ich von ſolchen Menſchen beurtheilt werde, und nur für freye und heitre Geiſter, die über den Staub der Schulen erhaben ſind, und den Funken reiner und edler Menſchheit in ſich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten.

Um ſo eher werden Sie es mir zu gute halten, mein ewig Hochgeſchätzter Prinz, daß ich mir ein ſo ſeltenes Geſchenk,

als mir die Grazien in Ihnen zugeführt haben, zu versichern, und mich des edeln Bandes zu bemächtigen suche, welches Philosophie und Geschmack, alles Abstandes der Verhältnisse ungeachtet, zwischen den Freunden der Weisheit und Schönheit weben. Diese beiden Gottheiten werden mir auch die Grenzen vorzeichnen, innerhalb deren ich mich dieser Freiheit bedienen darf, und mir nie erlauben, meine Wünsche weiter zu erstrecken, als einige Augenblicke Ihres dem Glück der Welt gewidmeten Lebens mit meinen philosophisch-poetischen Visionen zuweilen beschäftigen zu dürfen. Mit der respektvollsten Verehrung und Liebe nenne ich mich

Eurer Durchlaucht
verbundenster Diener

Jena, den 9. Februar 1793. F. Schiller.

Friedrich Christian an Schiller

[15.[?] März 1793]

Ihr Schreiben vom 9. Februar, mein wehrtester Herr Hofrat, ist mir, den interessanten Inhalt desselben abgerechnet, schon durch die Versicherung von der Zurückkehr Ihrer verlohrenen Gesundheit überaus erfreulich gewesen. Es ist also izt Hofnung da, daß Ihr fruchtbarer Genius, von dem der Freund der Menschheit, der Liebhaber der Wissenschaft und Kunst noch so vieles zu erwarten berechtigt ist, nicht so balde, als wir es bisher befürchten mußten, der Erde wird entrissen werden. Es ist keine übertriebene Schmeicheley, wenn ich

Ihnen sage, daß wenig Nachrichten mir angenehmer sein könten als diese.

Ich nehme mit vielem Vergnügen den von Ihnen angebotenen Briefwechsel an. Die Aussicht, welche mir dieses Anerbieten gewährt, schmeichelt meiner Eigenliebe und Wißbegierde. Ihre Briefe werden mir eben so viel Belehrung als Unterhaltung darbieten, und ich werde, dies verspreche ich Ihnen, ein aufmerksamer und dankbarer Schüler seyn.

Aber ob ich Sie immer verstehen werde? Wenn nur Philosophie überhaupt und nicht Kenntniß einer Art von Philosophie insbesondere dazu erfordert wird, so glaube ich, ja. Verwundern Sie Sich nicht über diese Frage! Sie sind, wie ich merke, ein eifriger Verehrer der kantischen Philosophie, und ich gestehe Ihnen, daß ich von dieser Philosophie sehr wenig weiß, also auch die kantische Kunstsprache nicht verstehe. Ich bin deshalb hinlänglich entschuldigt. Zur Zeit, da ich theoretische Philosophie studirte, war Kants Kritik der reinen Vernunft neulich erschienen, und erregte noch keine auffallende allgemeine Aufmerksamkeit. Unmittelbar nachher auf einen geräuschvollen Schauplaz versezt, habe ich bisher weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich in Kantens Schule einführen zu lassen. Ich kenne ihn nur aus den Erzählungen meiner Freunde, und den Zänkereyen, zu denen er so oft in geselligen Unterhaltungen Gelegenheit schaft; und warum soll ich es verschweigen? ich bin, in so fern man ein solches Urtheil bey einer so dürftigen Kenntniß als die meinige, wagen darf, eher gegen, als für seine Philosophie eingenommen. Manches seiner Resultate scheint mir überspannt; ich habe überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu großen, alles er-

schütternden Revolutionen; vielleicht hat mich der übertriebene und unduldsame Eifer vieler unter seinen Verehrern aus meiner Bekanntschaft, die, indem sie mit verächtlicher Herabwürdigung alles nichtkantische oder antikantische behandelten, auch zugleich durch ein undeutliches unbestimmtes Geschwäz, oder durch die Aengstlichkeit, mit welcher sie sich selbst ihre Begriffe deutlich zu machen suchten, einen Beweiß ablegten, daß sie selbst noch unausgebildete Schüler, und also nicht im Stande waren ein entscheidendes Urtheil über den Wehrt philosophischer Systeme zu fällen — vielleicht hat dieser unduldsame Eifer auch etwas Einfluß auf meine Abneigung gegen das ernstliche Studium von Kants Schriften gehabt, welches überhaupt mehr Zeit und Anstrengung erfordert, als ich darauf verwenden kann. Vielleicht bin ich auch durch Freunde, die Kanten nicht ohne etwas Feindseligkeit beurtheilen, zu sehr mit Vorurtheilen gegen ihn erfüllt worden.

Dieses Geständniß würde mir theuer zu stehen kommen, wenn Sie Sich durch dasselbe bewogen finden solten, Ihren Briefwechsel über den erwählten Gegenstand aufzugeben. Aber lassen [Sie] Sich durch dies Geständniß nicht abhalten, denselben anzufangen. Ich bin kein System Mann kein philosophischer Gelehrter von Handwerk. Meine Brust ist nicht mit dreyfachem Erzt gepanzert. Sie ist, dies kann ich dreist sagen, offen für jede Wahrheit, in welchem Gewande diese auch erscheinen möge, und in demjenigen, in welchem der Liebling der Musen und Grazien, ein Mann, den ich so vorzüglich schäze und liebe, sie darstellen wird, wird sie doppelt Eingang bey mir finden.

Friedrich Christian.

Schiller an Friedrich Christian

[Jena, den 13 Juli 1793]

Durchlauchtigster Prinz!

Wie sehr haben Sie mich durch die gnädige Aufnahme meiner Bitte geehrt, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne[18]) in einer Reihe von Briefen vorlegen zu dürfen. Könnte das Vergnügen, das dieser unschätzbare Beweis Ihrer Wohlgewogenheit mir gewährt, noch durch etwas erhöhet werden, so würde es durch die Erklärung geschehen seyn, womit Sie die mir gegebene Erlaubniß begleiteten. Sie erlassen mir, Gnädigster Prinz, die Fesseln eines dogmatischen Vortrags, und machen mir eben das zur Pflicht, was ich mir als eine Gunst von Ihnen hatte erbitten wollen. Die Freiheit des Vortrags, welche Ew. Durchlaucht verlangen, ist nicht Zwang, sondern Bedürfniß für mich, und großmüthig lassen Sie mir den Schein eines Verdienstes, wo ich nicht einmal eine Wahl habe. Viel zu wenig bekannt mit dem Gebrauche schulgerechter Formen, um durch Mißbrauch derselben mich zu versündigen, werde ich vor der Gefahr wenigstens sicher seyn, Ihre Geduld methodisch zu ermüden. Meine Philosophie wird ihren Ursprung nicht verläugnen, und, wenn sie je verunglücken sollte, eher in den Untiefen und in den Strudeln der poetisirenden Einbildungskraft untersinken, als an den kahlen Sandbänken trockner Abstraktionen scheitern. Eine Frucht meines eigenen Nachdenkens, und aus meinem beschränkten Erfahrungskreise geschöpft, wird sie sich vielmehr jedes andern Fehlers, als der Sektiererey schuldig machen, und eher aus eigener Gebrechlichkeit fallen,

als durch Autorität und fremde Hülfe sich aufrecht erhalten. Auch da, wo ich mich an die kritische Philosophie anschließen werde, (und ich läugne nicht, daß dieß sehr oft geschehen dürfte) hoffe ich, die Freiheit Ihres Geistes zu respektieren, und Ihrer selbstrichtenden Vernunft eine freiwillige Beystimmung abzugewinnen.

Manchen Kantischen Sätzen giebt die strenge Reinheit und die scholastische Form, in der sie aufgestellt werden, eine Härte und eine Sonderbarkeit, die ihrem Inhalte fremd ist, und von dieser Hülle entkleidet, erscheinen sie dann als die verjährten Ansprüche der allgemeinen Vernunft. Philosophische Wahrheiten, habe ich oft bemerkt, müssen in einer andern Form gefunden, und in einer andern angewandt und verbreitet werden. Die Schönheit eines Gebäudes wird nicht eher sichtbar, als bis man das Geräthe des Maurers und Zimmermanns hinwegnimmt und das Gerüste abbricht, hinter welchem es emporstieg. Aber die mehrsten Schüler Kants ließen sich eher den Geist, als die Maschinerie seines Systems entreißen, und legen eben dadurch an den Tag, daß sie mehr dem Arbeiter als dem Baumeister gleichen.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, Vortrefflichster Prinz, wie angenehm mich Ihr Geständniß überraschte, daß Sie von der Unduldsamkeit unserer philosophischen Weltverbesserer schlecht erbaut seyen, und daß Sie diese Besorgniß auch auf mich zu erstrecken scheinen, vermehrt, wenn es möglich ist, meine Ehrfurcht vor Ihrem Geiste, und erhöht mein Vertrauen, da gerade dies der einzige Fehler ist, von dem ich frey zu bleiben hoffe. Ihre liberale Art zu denken verschafft mir die glückliche Freiheit, unabhängig von jedem System bloß

meiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Das Reich der Vernunft ist ein Reich der Freiheit, und keine Knechtschaft ist schimpflicher, als die man auf diesem heiligen Boden erduldet. Aber viele, die sich ohne innere Befugniß darauf niederlassen, beweisen, daß sie nicht frey geboren, bloß frey gelassen sind.

Sollte ich indessen, bey noch so lebhafter Abneigung gegen Systemsucht, doch zuweilen Ihre Befürchtungen war machen, Gnädigster Prinz, und in den unfruchtbaren Steppen der Speculation mich verlieren, so werden Sie die Grazien mir zu Hülfe schicken, und den Verirrten auf den rechten Weg zurückrufen. Ich erbitte es mir von Ihrer Gnade, schenken Sie mir nichts, verzeihen Sie mir nichts. Dulden Sie nicht, daß ich die Sache der Schönheit mit Waffen verfechte, die der Schönheit nicht würdig sind, daß ich die Vorschriften des Geschmacks in demselben Moment verletze, wo ich den Beweis für ihre Gültigkeit führe.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ew. Durchlaucht verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihnen meine Ideen von Schönheit und schöner Kunst vorzulegen? Ist es nicht außer der Zeit, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darbieten?[14])

Ich liebe die Kunst und was mit ihr zusammenhängt über alles, und meine Neigung, ich bekenne es, giebt ihr vor jeder andern Beschäftigung des Geistes den Vorzug. Aber es kömmt hier nicht darauf an, was die Kunst *mir* ist, sondern wie sie sich gegen den menschlichen Geist überhaupt, und insbesondere gegen die Zeit verhält, in der ich mich zu ihrem Sachwalter aufwerfe.

Ich möchte nicht gerne in einem andern Jahrhundert leben, und für ein anderes wirken. Man ist ebenso gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater ist. Wenn es unschicklich und unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gebräuchen des Volks, bei dem man sich aufhält, und des Zirkels, worin man lebt, loszusprechen; warum sollte es weniger Pflicht seyn, sich in der Wahl seiner Thätigkeit nach dem Geschmack und dem Bedürfniß des Zeitalters zu richten?

Was an sich gut ist, möchte man vielleicht sagen, ist zu jeder Zeit gut, und das ist jede Untersuchung der Wahrheit. Aber es giebt viele Wahrheiten, die zu untersuchen sind, und bey der Wahl, die man darunter anstellt, gebührt, meiner Meinung nach, dem Zeitbedürfniß und dem Zeitgeschmack eine entscheidende Stimme.[15])

Nun scheint aber diese Stimme keineswegs zum Vortheil der schönen Kunst auszufallen. Der Lauf der Begebenheiten im Politischen, und der Gang des menschlichen Geistes im Litterarischen hat dem Genius der Zeit eine solche Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der idealisirenden Kunst entfernt. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit einer gewissen Kühnheit über das Bedürfniß der Gegenwart erheben, denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit.[16]) Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und der Drang der physischen Lage, die Abhängigkeit des Menschen von tausend Verhältnissen, die ihm Fesseln anlegen, und ihn je mehr und mehr mit der unidealischen Wirklichkeit verstricken, hemmt freien Aufflug in die Regionen des Idealischen.[17]) Selbst die speculirende Vernunft[18]) entreißt der Einbildungskraft eine

Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft die ihrigen erweitert.

Besonders aber ist es jetzt das politische Schöpfungswerk, was beynahe alle Geister beschäftigt. Die Ereignisse in diesem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts sind für die Philosophen nicht weniger auffordernd und wichtig, als sie es sonst nur für den mithandelnden Weltmann sind, und Ew. Durchlaucht könnten also mit doppeltem Rechte erwarten, daß ich diesen merkwürdigen Stoff zum Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung machte, die Sie mir mit so viel Großmuth und Güte zugestanden haben.

Ein Gesetz des weisen Solon verdammt den Bürger, der bey einem Aufstande keine Parthey nimmt. Wenn es je einen Fall gegeben hat, auf den dieses Gesetz könnte angewandt werden, so scheint es der gegenwärtige zu seyn, wo das große Schicksal der Menschheit zur Frage gebracht ist, und wo man also, wie es scheint, nicht neutral bleiben kann, ohne sich der strafbarsten Gleichgültigkeit gegen das, was dem Menschen das Heiligste seyn muß, schuldig zu machen. Eine geistreiche, muthvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturstand zurück zu versetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist. So sehr dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, interessieren muß, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Angelegenheit, über welche sonst nur das Recht des Stärkeren und die Convenienz[19]) zu entscheiden hätte, ist vor dem Richterstuhl reiner Ver-

nunft anhängig gemacht, und maßt ſich wenigſtens an, als ob ſie nach Principien abgeurtheilt ſeyn wollte. Jeder ſelbſtdenkende Menſch aber darf ſich (ſo weit er fähig iſt, ſeine eigenthümliche Vorſtellungsart zu generaliſieren, ſein Individuum zur Gattung zu erweitern), als einen Beyſitzer jenes Vernunftgerichts anſehen, ſo wie er, als Menſch und Weltbürger zugleich Parthey iſt, und in den Erfolg ſich verflochten ſieht. Es iſt nicht nur ſeine eigene Sache, welche bey dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt, ſondern es wird auch nach Geſetzen geſprochen, die er als mitbeſtellter Repräſentant der Vernunft zu diktieren berechtigt und aufrecht zu erhalten verpflichtet iſt.[20])

Was könnte alſo wohl, Vortrefflicher Prinz, anziehender und intereſſanter für mich ſeyn, als mich in das Innere dieſes großen Gegenſtandes mit einem ebenſo geiſtreichen Denker als humanen Weltbürger einzulaſſen, der mit ſchönem Enthuſiasmus das große Ganze der Menſchheit umreicht, deſſen heller und vorurtheilsfreier Sinn die Vernunft rein und unverſtellt wiederſtrahlt?[21]) Eine Unterhaltung dieſes Innhalts würde einen um ſo größeren Reiz für mich haben, je mehr der Standort, aus welchem ich, der Privatmann, die politiſche Welt betrachte, von demjenigen verſchieden iſt, aus welchem Sie, der Fürſt und mithandelnde Staatsmann, in die Fluth der Ereigniſſe niederſchauen. Was kann aber entzückender ſeyn, als einander in der Denkart zu begegnen, wo die äußern Verhältniſſe die weiteſte Entfernung bewirken, und aus einem noch ſo unermeßlichen Abſtand in der wirklichen Welt doch in demſelben Mittelpunkt der Ideenwelt zu convergieren?

Daß ich dieſer reizenden Verſuchung widerſtehe, und zu

der schriftlichen Unterhaltung, die Ew. Durchlaucht mir verstatten wollen, eine Materie in Vorschlag bringe, die von dem Lieblingsgespräch des Zeitalters so sehr entlegen ist, geschieht nicht aus überwiegender Neigung für diesen Gegenstand, obgleich ich mich einer solchen Neigung nie schämen werde; nicht meine Vorliebe für die Kunst, sondern ein Grundsatz bestimmte meine Wahl, und ich glaube, sie rechtfertigen zu können. Wenn ich also gleich in der Behandlung meines Gegenstandes höchstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen kann, so möchte ich über die Wahl desselben gern Ihren Beyfall haben.[22])

Wäre das Faktum wahr, — wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Thätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage. Ja, ich bin soweit entfernt, an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnungen dazu auf Jahrhunderte benehmen.

Ehe diese Ereignisse eintraten, Gnädigster Prinz, konnte man sich allenfalls mit dem lieblichen Wahne schmeicheln, daß der unmerkliche aber ununterbrochene Einfluß denkender Köpfe, die seit Jahrhunderten ausgestreuten Keime der Wahrheit, der aufgehäufte Schatz von Erfahrung die Gemüther allmählich zum Empfang des Bessern gestimmt und so eine Epoche

vorbereitet haben müßten, wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen, und das Licht über die Finsterniß siegen könnte. So weit war man in der theoretischen Kultur vorgedrungen, daß auch die ehrwürdigsten Säulen des Aberglaubens zu wanken anfingen, und der Thron tausendjähriger Vorurtheile schon erschüttert ward. Nichts schien mehr zu fehlen, als das Signal zur großen Veränderung und eine Vereinigung der Gemüther. Beides ist nun gegeben — aber wie ist es ausgeschlagen?

Der Versuch des französischen Volks, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen, und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europas, und ein ganzes Jahrhundert, in Barbarey und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht werth war, und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte.[23]) Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt.[24])

In seinen Thaten malt sich der Mensch — und was für ein Bild ist das, das sich im Spiegel der jetzigen Zeit uns darstellt? Hier die empörendste Verwilderung, dort das entgegengesetzte Extrem der Erschlaffung: die zwey traurigsten Ver-

irrungen, in die der Menschenkarakter versinken kann, in Einer Epoche vereint!

In den niedern Klassen sehen wir nichts als rohe gesetzlose Triebe, die sich nach aufgehobenem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln, und mit unlenksamer Wuth ihrer thierischen Befriedigung zueilen. Es war also nicht der moralische Widerstand von innen, bloß die Zwangsgewalt von außen, was bisher ihren Ausbruch zurückhielt. Es waren also nicht freye Menschen, die der Staat unterdrückt hatte, nein, es waren bloß wilde Thiere, die er an heilsame Ketten legte. Hätte der Staat die Menschheit wirklich unterdrückt, wie man ihm Schuld giebt, so müßte man Menschheit sehen, nachdem er zertrümmert worden ist. Aber der Nachlaß der äußern Unterdrückung macht nur die innere sichtbar, und der wilde Despotismus der Triebe heckt alle jene Unthaten aus, die uns in gleichem Grad anekeln und schaudern machen.[25])

Auf der andern Seite geben uns die civilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Erschlaffung, der Geistesschwäche, und einer Versunkenheit[26]) des Karakters, die um so empörender ist, je mehr die Kultur selbst daran Theil hat.[27]) Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Verderbniß das Abscheulichere sey, aber die Erfahrung bestätigt sie auch hier. Wenn die Kultur ausartet, so geht sie in eine weit bösartigere Verderbniß über, als die Barbarey je erfahren kann. Der sinnliche Mensch kann nicht tiefer als zum Thier herabstürzen; fällt aber der aufgeklärte, so fällt er bis zum Teufliſchen herab, und treibt ein ruchloses Spiel mit dem Heiligsten der Menschheit.[28])

Die Aufklärung[29]), deren sich die höheren[30]) Stände unsers Zeitalters nicht mit Unrecht rühmen, ist bloß theoretische Kultur, und[31]) zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die Verderbniß in ein System zu bringen, und unheilbarer zu machen.[32]) Ein raffinierter und consequenter Epikurism hat angefangen, alle Energie des Karakters zu ersticken, und die immer fester sich zuschnürende Fessel der Bedürfnisse, die vermehrte Abhängigkeit der Menschheit vom physischen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Passivität und des leidenden Gehorsams als höchste Lebensregel gilt. Daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande karakterisiert.[33]) Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarey und Schlaffheit, Freygeisterey und Aberglauben, Rohheit und Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhält.[34])

Und ist dieses nun die Menschheit, möchte ich fragen, für deren Rechte der Philosoph sich verwendet, die der edle Weltbürger in Gedanken hat, und an welcher ein neuerer Solon seine Ideen von einer Staatsverfassung realisieren möchte? Ich zweifle sehr. Nur seine Fähigkeit als ein sittliches Wesen zu handeln, giebt dem Menschen Anspruch auf Freiheit; ein Gemüth aber, das nur sinnlicher Bestimmungen fähig ist, ist der Freiheit so wenig werth, als empfänglich. Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und wo eine Verderbniß in den Principien herrscht, da kann nichts gesundes, nichts gutartiges aufkeimen. Nur der Karakter

der Bürger erschafft und erhält den Staat, und macht politische und bürgerliche Freiheit möglich. Denn wenn die Weisheit selbst in Person vom Olymp herabstiege, und die vollkommenste Verfassung einführte, so müßte sie ja doch Menschen die Ausführung übergeben.

Wenn ich also, Gnädigster Prinz, über die gegenwärtigen politischen Bedürfnisse und Erwartungen meine Meinung sagen darf, so gestehe ich, daß ich jeden Versuch einer Staatsverbesserung aus Principien (denn jede andere ist bloßes Noth- und Flickwerk) so lange für unzeitig, und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schwärmerisch halte, bis der Karakter der Menschheit von seinem tiefen Verfall wieder emporgehoben worden ist — eine Arbeit für mehr als ein Jahrhundert. Man wird zwar unterdessen von manchem abgestellten Mißbrauch, von mancher glücklich versuchten Reform im Einzelnen, von manchem Sieg der Vernunft über das Vorurtheil hören, aber was hier zehn große Menschen aufbauten, werden dort funfzig Schwachköpfe wieder niederreißen. Man wird in andern Welttheilen den Negern die Ketten abnehmen, und in Europa den — Geistern anlegen.[35]) So lange aber der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und so lange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlseyn beschränkt ist, so lange, fürchte ich, wird die politische Regeneration, die man so nahe glaubte, nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben.

Soll man also aufhören, darnach zu streben?[36]) Soll man gerade die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten einer gesetzlosen Willkühr, einem blinden Zufall anheimstellen, während daß das Reich der Vernunft nach jeder andern Seite zu-

sehends erweitert wird? Nichts weniger, Gnädigster Prinz. Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen, und das große Centrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grund eines veredelten Karakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann.[87])

Vielleicht dürften Sie mir einwenden, Durchl. Prinz, daß hier ein Zirkel sey,[88]) und daß der Karakter des Bürgers ebenso gut von der Verfassung abhänge, als diese auf dem Karakter des Bürgers ruht. Ich gebe dieses zu und behaupte also, daß man, um diesen Zirkel zu vermeiden, entweder auf Mittel denken muß dem Staat aufzuhelfen, ohne den Karakter dabey zu Hülfe zu nehmen, oder dem Karakter beyzukommen, ohne den Staat dabei nöthig zu haben. Das erste enthält einen Widerspruch, weil sich keine Verfassung erdenken läßt, die von der Gesinnung der Bürger unabhängig wäre. Vielleicht aber findet sich Rath zu dem zweyten, und es lassen sich zu Veredlung der Denkungsart Quellen eröffnen, die von dem Staat nicht abgeleitet sind und sich also bey allen Mängeln desselben rein und lauter erhalten.

Auf den Karakter wird bekanntlich durch *Berichtigung der Begriffe* und durch *Reinigung der Gefühle* gewirkt. Jenes ist das Geschäft der *philosophischen*, dieses vorzugsweise der *ästhetischen* Kultur. Aufklärung der Begriffe kann es allein nicht ausrichten, denn von dem Kopf ist noch ein gar weiter Weg zu dem Herzen, und bei weitem der größere Theil der Menschen wird durch Empfindungen zum Handeln

bestimmt. Aber das Herz allein ist ein ebenso unsicherer Führer, und die zarteste Empfindsamkeit wird nur ein desto leichterer Raub der Schwärmerey, wenn ein heller Verstand sie nicht leitet. Gesundheit des Kopfes wird also mit der Reinheit des Willens zusammentreffen müssen, wenn der Karakter vollendet heißen soll.[39])

Das dringendere Bedürfniß unseres Zeitalters scheint mir die Veredlung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens zu seyn, denn für die Aufklärung des Verstandes ist schon sehr viel gethan worden. Es fehlt uns nicht sowohl an der Kenntniß der Wahrheit und des Rechts, als an der Wirksamkeit dieser Erkenntniß zu Bestimmung des Willens, nicht sowohl an Licht als an Wärme, nicht sowohl an philosophischer als an ästhetischer Kultur. Diese letztere halte ich für das wirksamste Instrument der Karakterbildung, und zugleich für dasjenige, welches von dem politischen Zustand vollkommen unabhängig, und also auch ohne Hülfe des Staats zu erhalten ist.[40])

Und hier ist es nun, Gnädigster Prinz, wo die Kunst und der Geschmack ihre bildende Hand an den Menschen legen, und ihren veredelnden Einfluß beweisen.[41]) Die Künste des Schönen und Erhabenen beleben, üben und verfeinern das Empfindungsvermögen, sie erheben den Geist von den groben Vergnügungen des Stoffes zum reinen Wohlgefallen an bloßen Formen, und gewöhnen ihn, auch in seine Genüsse Selbstthätigkeit zu mischen. Die wahre Verfeinerung der Gefühle besteht aber jederzeit darin, daß der höhern Natur des Menschen und dem göttlichen Theil seines Wesens, seiner Vernunft und seiner Freiheit, ein Antheil daran verschafft wird.

Wenn Sinnes Luſt und Sinnes Schmerz,
Vereinigt um des Menſchen Herz
Den tauſendfachen Knoten ſchlingen,
Und zu dem Staub ihn niederziehn,
Wer iſt ſein Schutz? Wer rettet ihn?
Die Künſte, die an goldnen Ringen
Ihn aufwärts zu der Freiheit ziehn,
Und durch den Reiz veredelter Geſtalten
Ihn zwiſchen Erd und Himmel ſchwebend halten.

Zwar iſt nicht zu läugnen, daß auch die Kunſt (die redende ſowohl als die bildende) gerne an den Geiſt des Jahrhunderts ſich anſchmiegt. Wenn ſich der beurtheilende Geſchmack zum Gemeinen und Schlechten wendet, ſo nimmt auch der hervorbringende nicht ſelten eine ähnliche Richtung, denn der Künſtler wird zum Theil doch durch ſeine Zeit gebildet und will ſeiner Zeit gefallen. Aber wenn es ihm gleich erlaubt iſt, ſich an den Geiſt des Jahrhunderts anzuſchließen, ſo ſoll er doch ſeine Geſetze nicht von demſelben empfangen. Die Geſetze der Kunſt ſind nicht in den wandelbaren Formen eines zufälligen und oft ganz entarteten Zeitgeſchmacks, ſondern in dem Nothwendigen und Ewigen der menſchlichen Natur, in den Urgeſetzen des Geiſtes, gegründet. Aus dem göttlichen Theil unſers Weſens, aus dem ewig reinen Aether idealiſcher Menſchheit ſtrömt der lautere Quell der Schönheit herab, unangeſteckt von dem Geiſt des Zeitalters, der tief unter ihm in trüben Strudeln dahinwallt. Daher kann auch die Kunſt, mitten unter einem barbariſchen und unwürdigen Jahrhundert, rein wie eine Himmliſche wandeln,

sobald sie nur ihres hohen Ursprungs eingedenk bleibt, und sich nicht selbst zur Sklaverei niedrigerer Absichten und Bedürfnisse erniedrigt. So wandelt noch jetzt der griechische Geist in seinen wenigen Ueberresten durch die Nacht unsers nordischen Zeitalters, und sein elektrischer Schlag weckt manche verwandte Seele zum Gefühl ihrer Größe auf.

Damit aber der Kunst nicht das Unglück begegne, zur Nachahmung des Zeitgeistes herunter zu sinken, den sie zu sich erheben soll, so muß sie Ideale haben, die ihr unaufhörlich das Bild des höchsten Schönen vorhalten, wie tief auch das Zeitalter sich entwürdigen mag, so muß sie durch ein eigenes Gesetzbuch sowohl vor dem Despotismus eines lokalen und einseitigen Geschmacks, als vor der Anarchie eines verwilderten (vor Barbarey) sicher gestellt werden.[42]) Ideale besitzt sie zum Theil schon in den unsterblichen Mustern, die der griechische und der ihm verwandte Genius einiger Neueren gebahr, und die, ewig unerreicht, jeden Wechsel des Modegeschmacks überdauern werden. Aber ein Gesetzbuch ist es, woran es ihr bisher gemangelt hat, und dieses ihr zu verschaffen, eins der schwersten Probleme, welche die philosophirende Vernunft sich aufgeben kann — denn was kann schwerer seyn, als die Wirkungen des Genies unter Principien zu bringen und die Freiheit mit Nothwendigkeit zu vereinigen.

Werde ich mir nun nicht zu viel schmeicheln, Durchl. Prinz, wenn ich hoffe, Sie überzeugt zu haben, daß eine Philosopie des Schönen von dem Bedürfniß des Zeitalters nicht so entlegen sey, als es scheinen möchte, und daß dieser Gegenstand selbst die Aufmerksamkeit des politischen Philosophen verdiene, weil jede gründliche Staatsverbesserung mit Veredlung des

Karakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten muß? Aber vielleicht hat meine Vorliebe für schöne Wissenschaft und Kunst mich hingerissen, ihnen Wirkungen zuzutrauen, deren sie nicht fähig sind. Vielleicht hätte ich vor allem andern den Einfluß ästhetischer Kultur auf die sittliche außer Zweifel setzen sollen. Erlauben Sie mir also, gnädigster Prinz, daß ich die Ausführung dieses Beweises dem folgenden Brief aufbehalte, da der gegenwärtige seine Grenzen schon so weit überschritten hat.

Möchte dieser erste Versuch, Materien von dieser ungeschmeidigen Natur in das leichte Gewand eines Briefs einzukleiden, Ew. Durchlaucht nicht abgeschreckt haben, Sich diese Unterhaltung noch fernerhin von mir gefallen zu lassen! Mit rascheren Schritten kann ich den angefangenen Weg jetzt verfolgen, nachdem ich damit fertig geworden bin, die Karte des Landes aufzunehmen, durch welches Ihre ermunternde Aufmerksamkeit mich begleiten will; und so lange mußte ich diesen ersten Brief zurückhalten. Jetzt bin ich vollkommen frey, und werde mich in vollem Maße der gnädigen Erlaubniß bedienen, womit Ew. Durchl. mich erfreuet haben.

Zugleich unterstehe ich mich, einen gedruckten Aufsatz von verwandtem Innhalte beyzulegen*), in dem ich einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung mich nunmehr beschäftigen wird.

Baggesen, der gegenwärtig noch hier ist, verschafft mir sehr angenehme Stunden, und die schönsten darunter sind immer diejenigen, wo er uns das Bild eines Prinzen zeichnet, der seinem Herzen der unerschöpflichste Gegenstand ist,

*) Ueber Anmuth und Würde.

und der stets einer der theuersten seyn und bleiben wird von dem Herzen desjenigen, der sich mit tiefster Devotion und Ehrfurcht nennt

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigsten und verbundensten
Jena, den 13. Juli 1793. Friedrich Schiller.

Am selben Tage schrieb Schiller zum ersten Male an den Grafen Schimmelmann und erwähnte auch darin den Besuch von Baggesen, der auf einer neuerlichen großen Reise, die auf des Prinzen Wunsch besonders dem Kennenlernen pädagogischer Einrichtungen galt, wiederum Jena aufgesucht hatte. Als Schiller das Jahr vorher einige Wochen bei Körner in Dresden geweilt hatte, war ihm auch ein Bild des Prinzen gezeigt worden, von Anton Graff im Juli 1791 gemalt.[43]) Erst seit er seine Erscheinung erlebt hatte, näherte sich sein Herz, wie er jetzt dem Grafen bekennt, dem edlen Prinzen mit Freiheit. Sein Brief traf diesen auf seinem Sommersitz Augustenburg, wo ihn kurz vorher Lavater besucht hatte, und wo dann Elisa von der Recke mehrere Wochen hindurch sein Gast war.

Friedrich Christian an Schiller

Augustenburg d 2 September 1793.

Daß ich Ihren Brief vom 13 Julius nicht früher beantwortet habe, daran ist nicht Mangel irgend einer derjenigen Gesinnungen Schuld, welche der vortreffliche Inhalt desselben

mir aufs neue gegen den Verfasser einflößen mußte. Allein jeder meiner hiesigen Freunde wolte diesen Brief lesen, endlich mußte ich ihn auch meinem Freunde Schimmelmann nach Copenhagen schicken, und erst vor wenig Tagen erhielt ich ihn von dort zurück.

Sie haben den gewählten Gegenstand in diesem Briefe auf eine Art abgehandelt, welche mich nach der versprochenen Fortsezung lüstern macht. Daß diese nicht lange zögern möge, darum bitte ich Sie! Ihre Briefe schaffen uns eben so viele Festtage, und diese können nicht zu oft wiederkommen nicht zu schnell auf einander folgen.

Es ist ein schweres Unternehmen welches Sie wagen, und Ihr Ruhm wird unsterblich seyn, wenn es Ihnen gelingt. Das Gebiet der Schönheit, der Herschaft der Laune entziehen, es der Vernunft unterwerfen, — ich ahnde die Möglichkeit, aber ich staune wenn ich an die Geisteskraft denke, die hier nicht unterliegen muß.

Willig trete ich Ihrer Meynung bey, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern dieser Gottheit würdig. Nur Freygebohrne können ihren Dienst versehen und die Menschen unsers Zeitalters sind nicht einmahl Freygelassene. Ich bin völlig überzeugt daß jeder Versuch ohne politische Ketten umherzuwandeln uns mislingen wird. Die edlern Menschen, die bessern Köpfe müssen daher, nach wie vor, mit großmüthiger Entsagung des selbsteigenen Genusses, sich begnügen Saamen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freyheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreisen kann. Es wird

noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieſes Himmelreich eingehen werden.

Nur bey einer Stelle Ihres Briefes treflicher Mann habe ich etwas zu erinnern. Ich glaube daß es unſern Zeitgenoſſen auch an theoretiſcher Cultur, daß es ihrem Verſtande eben ſo wohl an Licht als ihrem Herzen an Wärme fehlt. Kentniſſe ſind zwar einzeln in groſer Menge vorhanden, aber groſer Gott! wie unzuſammenhängend! wie ſchlechtgeordnet und unvolſtändig! Es blizt in den Köpfen, bleibendes Licht iſt ſelten anzutreffen. Begierig alles zu wiſſen, läßt man ſich nicht die Zeit gehörig zu lernen. Auch die Anordnung unſrer Studien iſt daran Schuld. Dieſe trägt entweder das Gepräg unwiſſender Wilkühr oder des barbariſchen Zeitalters. Man führt in den Köpfen der jungen Leute wiſſenſchaftliche Gebäude auf, ohne einen feſten Grund zu haben, und zu dem Fundamente nimt man Materialien die nie in feſte Verbindung mit einander gebracht werden, nie das Gebäude tragen können. Hier muß vor allen Dingen reformirt werden, und ich für meinen Theil arbeite dazu aus allen Kräften.

Baggeſen hat nach allem was ich höre eine viel zu vortheilhafte Beſchreibung von mir gemacht. Er iſt Dichter und mein Freund. Dies erklärt alles, und muß gegen das Lob welches er ertheilt mistrauiſch machen. Man erzeigt mir zu viel Ehre, wenn man mich in Anſehung der Fähigkeiten, der Talente, der Kentniſſe für mehr als einen Menſchen vom gewöhnlichen Schlage hält. Alles was man vielleicht mit einigem Grunde von mir ſagen kann, iſt, daß ich nicht ein Fürſt von gewöhnlichem Schlage bin. Und daher haben auch meine Empfindungen einen andern Maaßſtab, und meine Ge-

sinnungen mehr Aufrichtigkeit, und zumal mehr Lebhaftigkeit, als bey den häufigen Automaten meines Standes angetroffen wird. Geist, Talent und edle Humanität können bey mir mit Gewißheit auf den ihnen schuldigen Tribut von Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe rechnen. Dies sind also natürlich meine Gesinnungen gegen den Verfasser jenes mir so angenehmen Briefes, und diese Gesinnungen sind eben so lebhaft als meinem Herzen theuer.

Fried. Christian.

Dieser Brief erreichte Schiller in seiner schwäbischen Heimat und veranlaßte ihn dem Einwurf zu begegnen, ehe er den im Schlusse seiner Ausführungen vom 13. Juli angekündigten Beweis antrat.

Schiller an Friedrich Christian

[Ludwigsburg in Schwaben, den 11. Nov. 1793]

Durchlauchtigster Prinz,

In dem Zeitraum, der zwischen Absendung dieses und des vorhergehenden Briefes verflossen ist, habe ich mein Vaterland nach einer vieljährigen Verbannung aus demselben wiedergesehen, ich bin Vater eines Sohnes geworden und habe neue langwierige Anfälle meiner alten Krankheit ausgestanden. Dieser Zusammenfluß frölicher Zerstreuungen und trauriger Zufälle verzögerte die Vollendung und Absendung des Einschlusses, und ich verliere jetzt keinen Augenblick, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aufmunternd war mir die Versicherung Eurer Durchlaucht, daß dieser Brief-

wechsel Ihnen einige Unterhaltung verschafft, und daß Sie einen raschen Gang desselben nicht ungern sehen. Auch hoffe ich Ihnen durch die Folge zu beweisen, daß es nicht meine, sondern meines Schicksals Schuld ist, wenn ich bisher hinter Ihren Erwartungen und meinen eigenen Wünschen zurückgeblieben bin.

Aber eine Verbindlichkeit auf meiner Seite darf auf der Ihrigen, vortrefflichster Prinz, durchaus keine nach sich ziehen. Jeder Federzug von Ihrer Hand, womit Sie meine Briefe zu beantworten würdigen, wird mir ein kostbares Geschenk seyn; aber es zu erwarten werde ich mir nie erlauben. Es ist nichts, was ich gegen Menschen, die ich hochschätze und liebe, weniger verletzen möchte, als ihre Freiheit. Eine sehr schmeichelhafte Stelle Ihres Briefes, worinn Eure Durchlaucht sich herablassen, mir einen Grund Ihrer verzögerten Antwort anzugeben, veranlaßt mich zu dieser Erklärung.

Baggesen hat mir Eure Durchlaucht gerade so geschildert, wie Graff in Dresden und jeder gute Bildnißmahler portraitiert. Er hat Ihnen keine fremde Züge geliehen, und dies allein nenne ich ein Gemählde schmeicheln; er hat bloß die Ihrigen idealisiert, und der Zeichnung, die er mir von Ihnen machte, durch den Ausdruck seiner Empfindungen ein erhöheteres Kolorit gegeben. Einen Karakter verschönern und einen Karakter idealisieren sind mir aber zwey ganz verschiedene Dinge. Dieses letzte kann nur der vortreffliche Künstler; jenes ist der gewöhnliche Behelf des mittelmäßigen. Jeder individuelle Menschenkarakter ist wieder seine eigene Gattung, und die augenblicklichen Erscheinungsweisen sind nur verschiedene Arten dieser Gattung. Diese augenblicklichen Erscheinungsweisen sind zum Theil zufällig, weil äußere vorüber-

gehende Umstände darauf Einfluß haben, und weil sie nicht vom Karakter allein ausgehen, so können sie auch kein treues Bild desselben seyn. Um dieses treue Bild zu erhalten, muß man das Innere und Bleibende, was ihnen zum Grund liegt, von dem Zufälligen abzusondern wissen, man muß die Gattung oder das Generische dieser Individualität aufsuchen, und das nenne ich ein Portrait idealisieren. Die Eigenthümlichkeit eines Karakters verliert bey dieser Operation nicht nur gar nichts, sondern sie kann nur auf diesem einzigen Wege gefunden werden; denn weil man nur das Zufällige und was von außen kommt, davon abgezogen hat, so muß das Innere und Bleibende desto reiner zurückbleiben. Freilich wird ein, auf diese Art entworfenes Bild dem Original in keinem einzigen Momente vollkommen gleichen, aber es wird ihm im Ganzen desto treuer seyn.[44])

Ein solches Bild hat mir Baggesen, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, von Eurer Durchlaucht entworfen, und die treffende Uebereinstimmung dieses Bilds mit allem dem, worinn Ihr Geist und Herz sich mir offenbaren konnte, verbürgt mir die Aechtheit seiner Schilderung. Erlauben Sie mir also, mein hochachtungswürdigster Prinz, daß ich Ihnen die Gerechtigkeit erzeige, die Sie Selbst Sich zu versagen scheinen.

Ich habe mich in einigen Stellen meines vorigen Briefes etwas unbestimmt ausgedrückt, und Eure Durchlaucht geben mir durch Ihre geistreiche Bemerkung Gelegenheit, meinen Fehler zu verbessern. Ich habe das Bedürfniß unserer Zeit auf die praktische Ausbildung eingeschränkt, und der theoretischen Kultur des Jahrhunderts ein günstigeres Zeugniß gegeben, als sie Ihnen, gnädigster Prinz, bis jetzt zu verdienen scheint.

Vielleicht kann ich, durch eine bestimmtere Erklärung, Ihren Zweifel auflösen.

Es ist vollkommen wahr, wie Eure Durchlaucht behaupten, daß der größere Theil des Uebels, welches wir dem laufenden Jahrhundert zum Vorwurf machen, in nicht genug berichtigten Begriffen und Vorurtheilen seinen Grund hat, und von einer Verfinsterung der Köpfe zeugt, die dem Zeitalter der Aufklärung sehr wenig Ehre bringt. Mangel an theoretischer Kultur ist daher allerdings eine der nächsten Ursachen der Verwilderung, an der unsre Zeitgenossen krank liegen — eine der nächsten Ursachen, aber die letzte nicht. Denn ich frage wieder: woher dieser Mangel theoretischer Kultur bey allen Riesenschritten der Philosophie, bey allem Licht, das eine gründlichere Kenntniß der Natur, ein tieferes Studium des Menschen und seiner Verhältnisse aufsteckte, bei allen Bemühungen denkender Köpfe, diese Kenntnisse zu verbreiten und allgemein zu machen? Das Magazin ist gefüllt und aller Welt geöfnet, aus dem der gemeinste Menschenverstand Licht und Wahrheit schöpfen kann — warum sind derer so wenige, welche daraus schöpfen? Das Zeitalter ist aufgeklärt, damit will ich sagen, die Kenntnisse sind wirklich gefunden und ausgestellt, welche unsre Begriffe[45]) berichtigen könnten. Eine gesündere Philosophie hat die Wahnbegriffe unterwühlt, worauf der Aberglaube seinen Schattenthron erbaute, — warum steht dieser Thron noch jetzt? Eine beßre Moral hat unsre Politik, unsre Legislation, unser Staatsrecht gemustert, und das Barbarische in unsern Gewohnheiten, das Mangelhafte in unsern Gesetzen, das Ungereimte in unsern Convenienzen und Sitten aufgedeckt — woran liegt es, daß wir nichts desto weniger noch Barbaren sind?

Es muß alſo in den Gemüthern der Menſchen etwas vorhanden ſeyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn ſie noch ſo hell ſtrahlte, im Wege ſteht, und was ſie hindert, ſich in den Beſitz des Beſſern zu ſetzen, das ihnen [zur] Schau getragen wird. Die Alten[46]) haben es geahndet, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck verſteckt: Sapere aude.

Ermanne Dich, weiſe zu ſeyn. Kraft und Energie des Entſchluſſes gehört alſo dazu, die Hinderniſſe zu beſiegen, welche theils die natürliche Trägheit des Geiſtes, theils die Feigheit des Herzens der Aufnahme der Wahrheit entgegenſetzen. Nicht umſonſt wird uns die Weisheitsgöttinn in der Fabel als eine Kriegerinn vorgeſtellt, die in voller Rüſtung aus Jupiters Haupte ſtieg. Denn ſchon die erſte Verrichtung der Weisheit in den Köpfen iſt kriegeriſch. Schon in ihrer Geburt muß ſie den ſchweren Kampf mit der Sinnlichkeit[47]) beſtehen, die ſich unter fremder Vormundſchaft viel zu wohl befindet, als daß ſie die Epoche der Mündigkeit nicht ſo weit als möglich zurückſetzen ſollte.

Der zahlreichere Theil der Menſchen wird durch den harten Kampf mit dem phyſiſchen Bedürfniß[48]) viel zu ſehr ermüdet und abgeſpannt, als daß er ſich zu einem neuen und innern Kampf mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen aufraffen ſollte. Das ganze Maaß ſeiner Kraft erſchöpft die Sorge für das Nothwendige, und hat er dieſes mühſam errungen, ſo iſt Ruhe und nicht neue Geiſtesarbeit ſein Bedürfniß. Zufrieden, daß er ſelbſt nur nicht denken darf, läßt er andre gern über ſeine Begriffe die Vormundſchaft führen, und erſpart ſich durch eine blinde Reſignation in fremde Weisheit die ſaure Nothwendigkeit der eigenen Prüfung. Geſchieht es, daß in ſeinem

Kopf und Herzen ſich höhere Bedürfniſſe regen, ſo ergreift er mit hungrigem[49]) Glauben die Formeln, welche der Staat und das Prieſterthum für dieſen Fall in Bereitſchaft halten, und womit es ihnen von jeher gelungen iſt, das erwachte Freiheitsgefühl ihrer Mündel abzufinden.[50])

Man wird daher immer finden, daß die gedrückteſten Völker auch die bornierteſten ſind; daher muß man das Aufklärungswerk bey einer Nation mit Verbeſſerung ihres phyſiſchen Zuſtandes beginnen. Erſt muß der Geiſt vom Joch der Nothwendigkeit losgeſpannt werden, ehe man ihn zur Vernunftfreiheit führen kann. Und auch nur in dieſem Sinn hat man Recht, die Sorge für das phyſiſche Wohl der Bürger als die erſte Pflicht des Staats zu betrachten. Wäre das phyſiſche Wohl nicht die Bedingung, unter welcher allein der Menſch zur Mündigkeit ſeines Geiſtes erwachen kann; um ſeiner ſelbſt willen würde es bey weitem nicht ſo viel Aufmerkſamkeit und Achtung verdienen. Der Menſch iſt noch ſehr wenig, wenn er warm wohnt und ſich ſatt gegeſſen hat, aber er muß warm wohnen und ſatt zu eſſen haben, wenn ſich die beßre Natur in ihm regen ſoll.

Dieſe unglückliche Menſchenklaſſe, welche ihre beſten Kräfte im Ringen mit der phyſiſchen Noth verzehrt, verdient indeſſen mehr unſer Mitleid als unſre Verachtung, wenn ſie nicht zum Licht der Vernunft erwacht. Aber dieſe Entſchuldigung kommt denjenigen nicht zu ſtatten, welche ein beſſeres Loos vom Joch der Nothwendigkeit entbindet, aber ihre eigne Wahl und Neigung zu Sklaven der Sinne macht. Was jenen der Zwang ihrer Lage verbietet, davon ſchreckt dieſe eine ſtrafbare Weichlichkeit ab. Man muß ſich ermannen zur Weisheit, und

das mögen sie nicht. Der Entschluß zur Aufklärung ist ein Wagestück, welches Losreißung aus dem Schooße der Trägheit, Anspannung aller Geisteskräfte, Verläugnung vieler Vortheile und eine Beharrlichkeit des Muths erfordert, die dem verzärtelten Sohn der Lust viel zu schwer wird.[51]) Sie ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wobey man lebhafter empfindet,[52]) und die freiere Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, dem Tageslicht deutlicher Erkenntnisse vor,[53]) die das beliebte Blendwerk ihrer Träume verjagen. Das Unbestimmte ist ihnen gerade recht, weil sie dadurch überhoben werden, sich nach den Dingen zu richten, und sich einbilden können, der Natur das Gesetz vorzuschreiben. Sie fliehen die Aufklärung nicht bloß um der Mühe willen, womit sie erworben werden muß; sie fürchten sie eben so sehr um der Resultate willen, zu denen sie führt. Sie sind bange, die Lieblingsideen aufgeben zu müssen, denen nur die Dunkelheit günstig ist, und mit ihren Wahnbegriffen zugleich die Grundsäulen einstürzen zu sehen, die das morsche Gebäude ihrer Glückseeligkeit tragen. Wie viele Menschen gibt es, deren ganzes Lebensglück auf einem Vorurtheil ruhet, das bey dem ersten ernsthaften Angriff des Verstandes zusammenfallen muß! Wie viele gibt es, die ihren ganzen Werth in der Gesellschaft auf ihren Reichthum, auf ihre Ahnen, auf körperliche Vorzüge gründen! Wie viele andre, die mit zusammengerafften Gedächtnißschätzen, mit einem unschmackhaften Witze, mit einer Scheingröße des Talents prunken, und im Wahn einer Wichtigkeit glücklich sind, die keine Probe aushalten würde.[54]) Alle diese Menschen müßten die Aufklärung mit dem harten Opfer ihres beßten Reichthums er-

kaufen; sie müßten damit anfangen, alles zu verlieren, worauf sie stolz gewesen sind, ehe sie die Vortheile der bessern Erkenntniß schmeckten.[55]) Um aber einen, dem ersten Anscheine nach, so mißlichen Tausch zu treffen, müssen sie eine Verläugnungsgabe, eine Stärke des Geistes, eine Energie des Entschlusses besitzen, die man aus den Armen der Ueppigkeit selten mitzubringen pflegt. Sie müßten sich Herz fassen zur Weisheit, weil es in der That Herzhaftigkeit erfodert, seine gegenwärtigen Besitzungen für Güter der Erwartung aufzugeben.

Diese Männlichkeit des Geistes ist der Gegenstand praktischer Kultur, und in so fern also Energie des Entschlusses nöthig ist, um aus dem Zustand verworrener Begriffe zu deutlichsten Erkenntnissen überzugehen, muß der Weg zu der theoretischen Kultur durch die praktische geöfnet werden. Aus diesem Grunde, gnädigster Prinz, hielt ich mich für berechtigt, die letztere für das dringendere Bedürfniß unsrer Zeit zu erklären, weil alle Erfahrungen mich überzeugen, daß nicht sowohl objektive Hindernisse (Unzulänglichkeit der Wissenschaft) als vielmehr subjektive Hindernisse (Fehler des Willens) sich der Aufklärung entgegensetzen, und daß es bloß an der Schlaffheit des Geistes liegt, wenn wir jetzt noch das Joch der Vorurtheile tragen.[56])

Indem ich behaupte, daß die Kultur des Geschmacks diesem Uebel abhelfe, und das wirksamste Mittel sey, die Gebrechen des Zeitalters zu verbessern, so bin ich weit entfernt, sie für das Einzige zu halten, und den großen Antheil zu übersehen, den eine gründliche Forschung der Natur, und eine pragmatische Philosophie an der Bildung des Menschengeschlechts haben. Nur, ist meine Meinung, werden sich Philosophie und

Erfahrung *solange* umsonst vereinigen, den Menschen über das Wesen der Dinge und über seine Pflichten aufzuklären, als die subjektiven Hindernisse nicht hinweggeräumt werden, welche seinen Sinn vor der Kenntniß der Wahrheit verschließen, und, wenn diese auch wirklich den Zugang zu ihm gefunden, ihm das Vermögen rauben, sich seiner bessern Einsicht gemäß zu betragen. Diese schlimme Disposition zu verbessern, ist meiner Meinung nach das Werk der ästhetischen Kultur, welche also der wissenschaftlichen beständig zur Seite gehen muß. Der Geschmack allein vermehrt unser Wissen nicht, berichtigt unsre Begriffe nicht, lehrt uns nichts über die Objekte. Die Wissenschaft allein reicht eben so wenig hin, unsre Grundsätze nach unserm bessern Wissen umzuformen, und unsre Kenntnisse zu praktischen Maximen zu erheben. *Sie* giebt uns nur die Materialien zur Weisheit; *jener* hingegen gewinnt unser Herz dafür, und verwandelt sie in unser Eigenthum.

Nach dieser vorläufigen Erklärung, gnädigster Prinz, glaube ich Sie auf die Fortsetzung der angefangenen Betrachtungen verweisen zu dürfen, welche in dem Einschluß enthalten ist. Nichts kann zugleich schmeichelhafter und belehrender für mich seyn, als Ihre Zweifel; sie überzeugen mich, daß Sie meine Ideen eines prüfenden Auges würdigen, und verschaffen mir Gelegenheit, das Mangelhafte derselben zu ergänzen.

Mit den lebhaftesten Empfindungen der Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht verpflichtetster

F. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, den 11. Nov. 1793.

[Einschluß]

Durchlauchtigster Prinz,

In meinem vorigen Briefe habe ich die beiden Extreme, Verwilderung und Erschlaffung, als die herrschenden Gebrechen des gegenwärtigen Zeitalters angegeben, und die Kultur des Geschmacks als das wirksamste Mittel vorgestellt, diesem doppelten Uebel zu begegnen. Wie ein kultivierter Geschmack diese Wirkung leisten kann, das ist es, gnädigster Prinz, wovon der gegenwärtige Brief Sie unterhalten wird; und ich beantworte diese Frage um so lieber, weil sie mir Gelegenheit giebt, ein Mißverständniß zu berichtigen, das nicht selten auch das Urtheil philosophischer Köpfe über diesen Gegenstand irre leitet.

Es ist schon so oft wiederhohlt worden, daß ein verfeinertes Gefühl des Schönen Karakter und Sitten veredle, daß es vielleicht überflüssig scheint, diese Materie einer neuen Untersuchung zu unterwerfen. Man beruft sich auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, die der Schönheit bekanntlich auch am meisten gehuldigt hat, und auf das entgegengesetzte Beyspiel jener barbarischen Völker, alter und neuer Zeit, die ihre Vernachlässigung des Geschmacks durch eine traurige Verwilderung büßen. Aber so sehr auch diese Erfahrungen zum Vortheil der schönen Künste zu sprechen scheinen, so fällt es dennoch zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Faktum zu läugnen, oder die Rechtmäßigkeit der Schlußfolge anzugreifen. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Verwilderung,[57]) die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so günstig von jener Verfeinerung, die man an den gebildeten preiset. Ja, sie gehen

so weit, zu behaupten, daß der Gewinn das Opfer nicht werth sey. Schon im Alterthum gab es Männer, die die schöne Kultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten, und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten des Geschmacks den Eintritt in ihre Republik zu verweigern.[58])

Und in der That wird man kaum einen einzigen Fall in der Geschichte aufweisen können, wo ästhetische Kultur mit bürgerlicher Tugend und politischer Freiheit Hand in Hand gegangen wäre. Solange Griechenland seine Unabhängigkeit behauptete und unter seinen Bürgern Miltiaden, Aristiden und Epaminondasse zählte, waren Geschmack und Kunst noch in ihrer Kindheit; als unter Perikles und Alexandern das goldene Alter der Künste erschien, war es vorbey mit Griechenlands Tugend und Freiheit. Die Römer, wissen wir, mußten sich erst unter das Joch der Julischen Familie beugen, ehe sie die griechische Kunst adoptierten und den sanften Einfluß der Grazien und Musen empfanden. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter der unumschränkten Herrschaft der Abbassiden erschlafft war. In dem neuern Italien erschien bekanntlich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der republikanische Geist unterdrückt war, und der herrliche Lombardische Bund sich aufgelößt hatte. Ich darf Eure Durchlaucht nicht erst an das Beyspiel Frankreichs[59]) erinnern, das die Epoche seiner Verfeinerung von der Epoche seiner völligen Unterjochung datiert, und in der Person seines vierzehnten Ludwigs zugleich den Wiederhersteller des Geschmacks verehrt, und den furchtbarsten Unterdrücker seiner Freiheit verabscheut. Wo wir nur hinsehen in der Geschichte, finden wir, daß Ge-

schmack und Freiheit einander fliehen, und die Kunst nur auf dem Grabe des Heroismus sich ihren Thron aufrichtet.

Und doch ist gerade diese Energie des Karakters, womit gewöhnlich die ästhetische Verfeinerung[60]) erkauft wird, die wirksamste Feder alles Großen und Treflichen im Menschen, die kein anderer noch so großer Vorzug ersetzen kann. Wenn es also wirklich an dem wäre, daß die Kultur des Geschmacks nothwendig damit erkauft werden müßte, so hätte man in der That großes Unrecht, die ästhetische Kultur als das Werkzeug zu betrachten, wodurch die sittliche befördert wird.[61]) Auf diesen erschlaffenden Einfluß des Schönen berufen sich gewöhnlich auch die Verächter desselben, um die Künste des Geschmacks als die schlimmsten Feinde der Menschheit zu verschreyen, und diese Beschuldigung wird nur allzuoft durch den Geist der Frivolität, Oberflächlichkeit, Willkührlichkeit und Spielerey gerechtfertigt, der die Liebhaber des Schönen sowohl im Denken als Handeln zu karakterisieren pflegt. Die schöne Welt im Gegentheil setzt den wohlthätigen Einfluß der Schönheitsgefühle vorzugsweise in diese ihre schmelzende Kraft,

Scilicet ingenium placida mollitur ab arte

und an einem andern Ort:

— Didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

und zum Beweis davon läßt sie uns den barbarischen Geschmack und die Rohigkeit bemerken, wodurch sich die Grazien an ihren Feinden zu rächen pflegen. Vielleicht haben beide Theile nicht so ganz Unrecht, und es ist der Mühe nicht unwerth, den Grund eines Streits aufzudecken, der zwey gleich achtungswürdige Partheyen, die Gelehrte und die Schöne Welt,

schon so lange verhindert hat, einander Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Der Grund dieses Widerspruchs liegt augenscheinlich in der gemischten Natur des Menschen, und in dem doppelten Bedürfniß, das daraus herfließt. Beide Partheyen streiten blos deswegen, weil jede ein andres Bedürfniß der Menschheit vor Augen hat, und sie haben blos darinn Unrecht, daß jede ausschließend nur auf ein einziges Bedürfniß achtet. Der ganze Widerspruch löst sich auf, sobald wir seine Quelle entdeckt haben werden.[62])

Der Mensch, als sinnliches Wesen, wird durch Triebe geleitet, die ohne Aufhören geschäftig sind, seine rationale Freiheit zu unterdrücken, d. i. ihn des Vermögens zu berauben, sich nach Grundsätzen zu bestimmen. Diese blinde Macht der Natur in ihm, diese blos sinnliche Energie darf nicht nur, sondern muß gebrochen werden, und eine Erschlaffung in diesem Sinn ist ein nothwendiger großer Schritt zur Kultur. Der erschlaffende Einfluß des Schönen ist also unstreitig eine Wohlthat, insofern er sich nur an der Sinnlichkeit äußert; und die Verfechter des Schönen haben vollkommen recht, solange sie nur den rohen Naturmenschen oder die rohe Natur in dem kultivierten vor Augen haben.

Aber diese Erschlaffung der Sinnlichkeit, welche das Schöne bewirken soll, und die Würde des Menschen erheischt, darf nicht von sinnlichem Kraftmangel und Erschöpfung herrühren, sondern die Selbstthätigkeit des Geistes muß ihre Quelle seyn, und die Freiheit der Vernunft muß der Macht der Naturtriebe Grenzen setzen. Diese Schmelzung und Erschlaffung, welche der Dichter meynt, ist keine Wirkung der Schwäche,

welche nur Verachtung verdiente; sie ist die Wirkung einer höhern und geistigen Thätigkeit, sie ist eine Handlung des Geistes. Nur an den Geist darf der Sinn verlieren.

Die erschlaffende Wirkung des Schönen hört also auf, wohlthätig zu seyn, und wird verderblich, sobald sie sich an der Geistigkeit äußert, und die Verächter desselben haben also vollkommen recht, ihm aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf zu machen, sobald sie dieselbe auf den rationalen Menschen anwenden.

Der sinnliche Mensch kann nicht genug aufgelößt, der rationale nicht genug angespannt werden, und alles, was zur Kultur der Menschlichkeit gethan werden kann, läuft auf diese Regel hinaus: „die sinnliche Energie durch die geistige zu beschränken."

Wenn also die ästhetische Bildung diesem doppelten Bedürfniß begegnet, wenn sie auf der einen Seite die rohe Gewalt der Natur entwaffnet und die Thierheit erschlafft, wenn sie auf der andern die selbstthätige Vernunftkraft weckt und den Geist wehrhaft macht, so (und auch nur so) ist sie geschickt, ein Werkzeug zur sittlichen Bildung abzugeben. Diese doppelte Wirkung ist es, die ich von der schönen Kultur unnachlaßlich fodre, und wozu sie auch im Schönen und Erhabenen die nöthigen Werkzeuge findet.

Vermittelst des Schönen arbeitet sie der Verwilderung, vermittelst des Erhabenen der Erschlaffung entgegen, und nur das genaueste Gleichgewicht beider Empfindungsarten vollendet den Geschmack.[63]) Die bloße Empfänglichkeit für das Erhabene reicht bey weitem nicht hin, den Menschen aus dem Stand der Wildheit zu reißen, und eben so wenig kann eine einseitige

Richtung des Geschmacks zu dem Schönen ihn vor Weichlichkeit schützen. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die erhabene Anspannung des Gemüths, wo keine Schönheitsgefühle sie mildern, eine gewisse Härte, ja oft sogar Rohheit begünstigt, und daß im Gegentheil die Hinschmelzung des Gemüths bei dem Schönen, wo das Erhabene nicht entgegen arbeitet, zuletzt in Entnervung ausartet. Denn eben, weil die Wirkung des Erhabenen ist, das Gemüth zu spannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur allzu leicht, daß mit dem Karakter auch die Affekte erstarken, und die sinnliche Natur an einem Kraftgewinne Theil nimmt, der nur der geistigen gelten sollte; daher findet man in den heroischen Weltaltern die erhabensten Tugenden oft mit den rohesten Lastern gepaart. Und weil die Wirkung des Schönen ist, das Gemüth *aufzulösen*, so geschieht es eben so leicht, daß mit der rohen Energie der Affekte auch zuletzt der Karakter schmilzt, und die geistige Natur an einer Abspannung Theil nimmt, die nur der sinnlichen gelten sollte; daher findet man in den verfeinerten Weltaltern das zärteste Gefühl für Harmonie, Schönheit und Ordnung nicht selten mit der schändlichsten Entwürdigung des Karakters gepaart.

Für den Menschen aus der Hand der Natur[64]) ist also nicht sowohl das Erhabene als das Schöne Bedürfniß; denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für die Reize der Schönheit anfängt, empfindlich zu werden. Für den Menschen aus der Hand der Kunst ist hingegen das Erhabene Bedürfniß, denn nur allzugerne verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüber brachte.

Durch dieſe Unterſcheidung, gnädigſter Prinz, die mir auf Vernunft und Erfahrung gegründet ſcheint, wird, wie ich glaube, die Mißhelligkeit gehoben, die man in den Urtheilen der Menſchen über den Werth der äſthetiſchen Kultur und ihren Zuſammenhang mit der ſittlichen antrift, und zugleich wird dadurch der Geſichtspunkt eröfnet, aus welchem das Verhältniß des Geſchmacks und der Künſte zu der Menſchheit im Ganzen gewürdigt werden muß. Ich habe alſo die doppelte Behauptung zu rechtfertigen: erſtlich: daß es das Schöne ſey, was den rohen Sohn der Natur verfeinert, und den bloß ſenſualen Menſchen zu einem rationalen erziehen hilft; zweitens: daß es das Erhabene ſey, was die Nachtheile der ſchönen Erziehung verbeſſert, dem verfeinerten Kunſtmenſchen Federkraft ertheilt und mit den Vorzügen der Verfeinerung die Tugenden der Wildheit vereinbart.

Wenn Eure Durchlaucht[65]) mich jetzt eine Zeitlang vielleicht zu dogmatiſch finden, ſo vergeben Sie es für diesmal dem Innhalt, der nicht wohl eine freyere Behandlung zuläßt, ohne an Bündigkeit, worauf es hier vorzüglich ankommt, zu verlieren. Vielleicht gelingt es mir, die ſchwerfälligere Form durch das Intereſſe des Stoffs wieder gut zu machen, und Ihren reinen Wahrheitsſinn deſto eher zu befriedigen, je weniger ich Ihre Einbildungskraft zu beſtechen ſuche.

Die Schönheit, habe ich geſagt, hilft die Anlage zur Rationalität in dem ſenſualen Menſchen entwickeln. Der Menſch nemlich iſt ſeiner doppelten Beſtimmung gemäß mit einer doppelten Anlage ausgeſtattet. Die Natur beſtimmt ihn, zu empfinden und unmittelbar aus Empfindung zu handeln. Die Vernunft beſtimmt ihn, zu denken und unmittelbar aus reinem Denken zu handeln.

In der Natur, (darunter verstehe ich den Kausal- und Final-Zusammenhang der Dinge) soll der Mensch sich als eine Kraft beweisen, und der Grund gewisser Wirkungen seyn. Das ist, überhaupt gesprochen, seine Naturbestimmung. Der Zweck der Natur mit ihm ist also nicht er selbst, sondern seine Wirkungen. Seinen Naturzweck erfüllt er vollkommen schon durch den Innhalt oder das Materiale seines Handelns, wie es auch um den Bestimmungsgrund oder das Formale dieses Handelns stehen möge. Weil es für den Zusammenhang der Dinge nothwendig ist, daß etwas bestimmtes durch ihn geschehe, wie dieses geschehe aber für den Naturzweck vollkommen gleichgültig ist, so hat die Natur ihre Zwecke mit ihm dadurch gesichert, daß sie ihm durch Empfindungen vorschrieb, was er wirken soll, und ihn also seine physische Bestimmung auch blos physisch und als bloße Naturkraft erfüllen läßt.

Alle Naturkräfte nehmlich sind leidende Kräfte; sie wirken bloß, je nachdem auf sie gewirkt wird: und der Mensch ist also da, wo er unmittelbar aus Empfindung handelt, und was dieses Handeln betrifft, bloß ein leidendes Glied in der Verkettung der Dinge. Die Natur treibt die Masse durch die Gravitation, das Organ durch die Vegetation, das vernunftlose und vernünftige Thier durch Begehrungskraft und Empfindung.

Dies gilt ohne Unterschied von jeder Thätigkeit des Menschen, die sich auf ein vorhergegangenes Bedürfniß bezieht. Er erfüllt in allen solchen Fällen blos einen physischen Zweck, und erfüllt ihn bloß als eine physische Kraft, wie hyperphysisch auch dasjenige seyn möge, was dieses Bedürfniß in ihm entstehen ließ.

Selbst die sogenannten moralischen Empfindungen, welche aus Gedanken entspringen und in dem vernünftigen Theil unsers Wesens gegründet sind, sind davon nicht ausgeschlossen. Als Empfindungen sind sie bloß Affektionen der leidenden Kraft, und bloße Mittel der Natur, wodurch dieselbe gewisse physische Zwecke, wie z. B. Aufmunterung zur Thätigkeit, gesellschaftliche Verbindungen, gegenseitige Hilfleistung und dergl. befördert. Wo wir unmittelbar aus diesen Empfindungen agieren, da handelt eigentlich die Natur, und nicht wir als Personen. Und weil die Natur selbst von der Tugend nichts als ihre physischen Folgen braucht, so wird sie gleich gut bedient, wenn diese physische Folgen auch durch etwas anders als Tugend herbeygeführt werden. Auch kann die Natur, da ihre Zwecke pressieren, nicht auf unsere moralische Ausbildung warten (weil sie da lange warten müßte) daher sie den sicherern und kürzern Weg erwählt, und dasjenige selbst, d. i. durch unsre leidende Kraft, verrichtet, was sie von uns, nehmlich unsrer thätigen Kraft, nicht mit Sicherheit erwarten kann. Mit anderen Worten: die Natur regiert uns eben so durch moralische Empfindungen, als durch sinnliche Gefühle, und hat das Menschengeschlecht schon Jahrtausende dadurch regiert. Sie kann es, weil ihr nur an dem Effekt, nicht an dem moralischen Werth unsers Handelns liegt; sie muß es, weil sie ihre Zwecke nicht so lange suspendieren kann, biß wir sie aus Grundsatz erfüllen helfen.

Indessen, gnädigster Prinz, möchte ich nicht gerne so verstanden seyn, als ob ich von allem demjenigen geringschätzig dächte, was der Mensch nicht aus Grundsatz vollbringt, oder gar die moralische Empfindsamkeit aus dem menschlichen Herzen

verbannet wünschte. Von dieser Paradoxie bin ich vielmehr so weit entfernt, daß ich diese schöne Fähigkeit des Gemüths, durch Ideen von Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit affiziert zu werden, als eine herrliche Anstalt der Natur bewundre, und den Menschen, dem sie mangelt, niemals liebgewinnen kann. Die moralische Empfindsamkeit ist mir die wirksamste Feder in dem großen Uhrwerk der Menschheit; aber — muß ich ausdrücklich hinzusetzen — aber auch nur außen in dem Uhrwerk, wo die Naturnothwendigkeit waltet, nicht in unserm Innern Selbst, wo die Freiheit regiert. Ich kann nicht umhin, den Menschen, der sie besitzt, als ein edleres Naturwesen zu betrachten, aber seiner Person kann ich kein Verdienst daraus machen. Um ihn als Vernunftwesen hoch zu achten, muß ich mich vorher überzeugt haben, daß er eben so uneigennützig, standhaft und gerecht handeln würde, wenn diese Tugenden auch nicht den Reiz für ihn hätten, den sie wirklich haben, und ihre Ausübung ihm eben soviel Ueberwindung kostete, als sie ihm jetzt Vergnügen macht.

Man hat also Unrecht, auf die verschiedene Art der Empfindungen, welche bey menschlichen Handlungen im Spiele sind, einen moralischen Unterschied dieser Handlungen zu gründen. Es ist niemals die, ihr zum Grund liegende Empfindungsweise, was eine Handlung als sittlich und nicht sittlich karakterisiert; denn was unmittelbar aus Empfindung geschieht, geschieht schlechterdings und überall physisch, und wird durch die Natur vorgeschrieben. Der innre Sinn oder das Vermögen, sich selbst durch Gedanken zu affizieren, spezifiziert den Menschen bloß als eine verständige Thierart und als ein edleres Sinnenwesen; aber nur seine Rationalität, oder das

Vermögen, nach reinem Denken zu handeln, kann ihn generiſch von dem Thier unterſcheiden. Es mag alſo etwas noch ſo geiſtiges ſeyn, was ihn in Empfindung verſetzt; ſobald er unmittelbar durch dieſe Empfindung beſtimmt wird, ſo beſtimmt er ſich bloß als ein verſtändiges Thier: denn Thier heißt alles, was ſo handelt, weil es ſo empfindet.

Ich fahre in meiner Unterſuchung fort, und bitte nochmals um Ihre Nachſicht, gnädigſter Prinz, wegen der dogmatiſchen Wendung, die ſie genommen hat.

So wie die phyſiſche Weltordnung bloß das Materiale meines Wirkens beabſichtet, ohne nach der Form oder dem Beſtimmungsgrund deſſelben zu fragen, ſo nimmt die moraliſche Weltordnung bloß auf das letztere Rückſicht und abſtrahiert ganz und gar von dem Inhalt meines Handelns, um ſich bloß an die Form zu halten. Meine Naturbeſtimmung war, mich im Zuſammenhang der Kräfte als eine Kraft zu beweiſen, und der Grund gewiſſer Wirkungen zu ſeyn. Meine Vernunftbeſtimmung iſt, mich als eine unabhängige und abſolute Kraft zu beweiſen, deren Wirkung auf kein Leiden gegründet, ſondern durchaus frey aus ihr ſelbſt hervorgegangen und reine Selbſtbeſtimmung iſt.

Hier alſo, in der moraliſchen Weltordnung, kommt nicht mein Effekt und mein Produkt, ſondern der produzierende Grund in mir, meine Geſinnung, in Betrachtung. Meine Vernunftbeſtimmung perſonifiziret mich, da die Natur mich bloß als eine Sache, und als ihr Mittel behandelt. Der Naturzweck mit mir geht durch mich hindurch und über mich hinaus; der Zweck der Vernunft mit mir ſteht bey meiner Perſönlichkeit ſtille, und macht mich zu ſeinem Mittelpunkt.

Da es nun meine Vernunftbestimmung als nothwendig mit sich bringt, daß ich mich unabhängig von allen äußern Bedingungen, aus mir selbst bestimme, dabey aber für diese meine Bestimmung völlig gleichgültig ist, wie meine Handlung in der Sinnenwelt ausschlage, so kann mir die Natur meine Thätigkeit nicht mehr durch Empfindungen vorschreiben, sondern diese muß unabhängig und frey aus reinen Erkenntnissen fließen.

Nur wo ich aus reiner Erkenntniß handle, beweise ich eine absolut freye Thätigkeit. Um empfinden zu können, muß ich etwas außer mir setzen, wodurch mein Zustand bestimmt wird; ich *bedarf*. Nicht so, wenn ich denke oder erkenne; denn ob ich gleich meine höchste Denkfähigkeit nie anders, als an einem Stoff, der zuletzt immer von außen kommen muß, äusern kann, so entspringt sie doch nicht aus dem Stoffe, sondern wird nur an demselben sichtbar. Der Gedanke ist eine Operation, die ich mit einem Gedankenstoff vornehme, die Empfindung ist eine Passion, die ich von einem Stoffe erleide. Bestimmt mich also eine Empfindung zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit *außer* mir, und ich *empfange* das Gesetz. Bestimmt mich hingegen eine Erkenntniß zum Handeln, so liegt der Grund meiner Thätigkeit *in* mir, und ich *gebe* mir das Gesetz. Die Sensualität ist also ein Zustand der Abhängigkeit, die Rationalität ist ein Zustand der Freyheit.

Und von dieser Dienstbarkeit der Natur soll ich mich aufrichten zur Würde der Geister, zur Menschheit, zur Gottheit. Meine sittliche Bestimmung verlangt schlechterdings, daß ich von aller Empfindung zu abstrahieren vermögend sey, sobald

die Vernunft, als höchste Gesetzgeberin, es gebietet. Aber ich bin weit früher ein Sinnenwesen, als ich mich als eine Intelligenz kennen lerne; und obgleich die Vernunft in mir moralisch das Vorrecht hat, so hat die Natur in mir doch physisch den Vorsprung. Ehe der selbstthätige Geist seine Kräfte prüft, hat der Trieb seine Herrschaft bevestigt. Und doch soll ich, sobald die moralische Erkenntniß erwacht, meine lange Gewohnheit verlassen, und eine Kraft, die ich nie geübt, derjenigen entgegensetzen, die bißher allein in mir thätig war. Wie werde ich nun von dieser sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit einen Uebergang finden?

Könnte mir in diesem geistigen Akt auch nur im geringsten die Fertigkeit etwas helfen, die ich bey meinem sinnlichen Wirken erlangte, könnte ich von der Natur einen Beystand dabey erwarten, so wäre der Uebergang nicht schwer. Aber eben darin besteht ja die rationale Freiheit des Handelns, daß aller Natureinfluß aufhöre, und von allem, was sinnlich ist, ganz und gar abstrahiert werde. Der Materie darf schlechterdings nicht gestattet werden, sich in die reine Gesetzgebung der Vernunft einzumischen, wenn der Begriff einer reinen Gesetzgebung nicht aufgehoben werden soll; also bleibt nichts anders übrig, um einen Uebergang möglich zu machen, als daß die Selbstthätigkeit der Vernunft an den Geschäften der Sinnlichkeit Theil nehme. Wenn sich das sittliche Verfahren des Gemüths nicht sensualisieren läßt, so muß sich das sinnliche Verfahren rationalisieren lassen. Mit einem Wort: Wenn die Materie zu dem Geist nicht hinaufsteigen kann und darf, so bleibt nichts übrig, als daß der Geist zur Materie heruntersteige.

Es ist nehmlich schlechterdings nothwendig, daß der Mensch

da, wo er sich als Intelligenz zu legitimieren hat, reine Selbstthätigkeit beweise; aber es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß er da, wo er als Sinnenwesen handelt, nur als ein solches handle und sich bloß leidend verhalte. Im Gegentheil, so sehr es den Menschen schändet, dasjenige durch die leidende Kraft zu verrichten, was er durch die thätige vollbracht haben sollte, so sehr ehrt und erhebt es ihn, dasjenige mit Zuziehung der thätigen Kraft zu thun, was gemeine Seelen nur durch die leidende verrichten. Meine Achtung gegen einen Menschen sinkt, sobald ich ihn da, wo die Pflicht ganz ausdrücklich spricht, materielle Antriebe (und wenn es selbst Religionsgründe wären) zu Hülfe nehmen sehe. Meine Achtung gegen denjenigen steigt, der da Geschmack beweißt, wo ein andrer bloß ein Bedürfniß befriedigt.

Also schon im Gebiet der Empfindungen[66]) muß der selbstthätige Geist in uns seine Wirksamkeit eröfnen, und eine Kraft, welche sich nachher im moralischen Gebiete in vollkommner Reinigkeit äußern soll, schon bey sinnlichen Verrichtungen anspielen und in Uebung setzen. Wir können also drey verschiedene Epochen oder Grade, wenn man will, bemerken, die der Mensch zu durchwandern hat, ehe er das ist, wozu Natur und Vernunft ihn bestimmten.

Auf der ersten Stufe ist er nichts als eine leidende Kraft. Er empfindet hier bloß, was die Natur außer ihm ihn empfinden lassen will, und bestimmt sich bloß, je nachdem er empfindet. Er empfindet Lust, weil ihm von außen Stoff gegeben wird, und Unlust bloß weil ihm nicht gegeben, oder weil ihm genommen wird. Entweder stürzt er auf die Gegenstände und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände

stürzen feindlich auf ihn, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In dieser drückenden Dependenz von Naturbedingungen vegetiert der Mensch, bis, auf der zweyten Stufe, die Betrachtung ihn frey macht.

Das Wohlgefallen der Betrachtung[67]) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen gegen die ihn umgebende Natur. Wenn das Bedürfniß seinen Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne.[68]) Die Begierde zerstört ihren Gegenstand, die Betrachtung berührt ihn nicht. Die Naturkräfte, welche vorher drückend und beängstigend auf den Sklaven der Sinnlichkeit eindrangen, weichen bey der freyen Kontemplation zurück, und es wird Raum zwischen dem Menschen und den Erscheinungen. Wenn sich der grobe Schwelger am Anblick einer weiblichen Schönheit weidet, so zielt er dabey immer (wenn auch nicht wirklich, doch gewiß in der Einbildung) nach Besitz, nach unmittelbarem Genuß. Wenn sich der Mann von Geschmack an diesem Anblick ergötzt, so genügt ihm an der bloßen Betrachtung. Von dem Objekte selbst will er nichts, und mit der bloßen Vorstellung zufrieden, bleibt er gleichgültig gegen die Existenz desselben; wenigstens hat sein Vergnügen mit der letztern nichts zu thun.[69])

Ich verhalte mich zwar auch bey Empfindungen der Schönheit leidend, wie bey ganz materiellen Vergnügungen, in so fern ich den Eindruck der einen wie der andern von außen empfange, und dieser Eindruck mich in den Zustand der Lust versetzt. Aber die Lust an diesem Eindruck empfange ich, bey dem schönen Gegenstande, nicht von außen, es ist nicht der materielle Eindruck auf mein Empfindungsvermögen, sondern

eine dazwischen tretende thätige Operation meiner Seele, nemlich die Reflexion darüber, was mich in den Zustand der Lust versetzt. Das materielle Vergnügen entspringt unmittelbar aus dem Stoff, den ich empfange, das ästhetische Wohlgefallen entspringt aus der Form, die ich einem empfangenen Stoff ertheile. Ich ergötze mich an dem Angenehmen, weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu erleiden, ich ergötze mich an dem Schönen, weil es mir Gelegenheit gibt, etwas zu thun.

Das Wohlgefallen der freyen Betrachtung übt mich also, Gegenstände nicht mehr bloß auf meinen physischen Zustand und auf meine leidende Kraft, sondern unmittelbar auf meine Vernunft zu beziehen, und mein leidendes Vermögen mittelbar durch das thätige zu affizieren. Ich verhalte mich zwar leidend, in so fern ich empfinde, aber ich empfinde nur, weil ich thätig war. Ich empfange zwar, aber ich empfange nicht von dem Naturmechanismus, sondern von der denkenden Kraft.

Ich habe also bey dem Wohlgefallen der freyen Betrachtung meine Rationalität eröfnet, ohne meine Sensualität abgelegt zu haben. Ich habe die wichtige Erfahrung gemacht, daß ich mehr bin, und mehr in mir habe, als eine bloß leidende Kraft, und diese höhere Kraft habe ich zu üben angefangen. Anfangs war ich nichts, als ein Instrument, auf dem die physische Nothwendigkeit spielte. Weil auf mich gewirkt wurde, empfand ich; weil ich empfand, so begehrte ich. Hier also waren Ursach und Wirkung physisch. Jetzt auf der zweyten Stufe mische ich mich selbst, als ein freyes Principium und als Person, in meinen Zustand. Ich erleide zwar noch, denn ich empfinde, aber ich erleide, weil ich handelte. Hier ist also zwar die Wirkung (die Empfindung), aber nicht die Ursache dieser Emp-

findung physisch. Es ist kein Stoff von außen, sondern ein Stoff von innen, eine Vernunftidee, was mein Gefühlvermögen affiziert. Noch eine Stufe weiter, und ich handle, weil ich handelte, d. i. ich will, weil ich erkannte. Ich erhebe Begriffe zu Ideen und Ideen zu praktischen Maximen. Hier auf der dritten Stufe lasse ich die Sinnlichkeit ganz hinter mir zurück, und ich habe mich zu der Freiheit reiner Geister erhoben.

(Der Gemeinspruch, daß die Extreme sich berühren, hat auch hier seine volle Gültigkeit, denn sobald wir von ihrem Innhalt abstrahieren, folgen beide entgegengesetzte Gemüthsverfassungen, der Zustand der höchsten Abhängigkeit und der Zustand der höchsten Freiheit völlig derselben Regel. Der ganz sensuelle und der ganz rationelle Mensch haben mit einander gemein, daß beide sich unmittelbar, jener aus Empfindung, dieser aus reiner Erkenntniß bestimmen. Dieselbe Rigidität, womit die Natur dem Sklaven der Sinne gebietet, übt das Sittengesetz gegen den moralischen Willen aus; dieselbe Laxität, welche sich der sinnliche Mensch gegen die Gesetze der Geister erlaubt, gebietet die Vernunft dem sittlichen Menschen gegen die Gesetze der Natur. Recht oder Unrecht — ich muß genießen, sagt die Leidenschaft. „Fiat justitia et pereat mundus" sagt die Pflicht.)

Durch das Empfindungsvermögen des Schönen wird also ein Band der Vereinigung zwischen der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen geflochten, und das Gemüth von dem Zustand des bloßen Leidens zu der unbedingten Selbstthätigkeit der Vernunft vorbereitet. Die Freiheit der Geister wird bey dem Schönen in die Sinnenwelt eingeführt, und die reine

dämonische Flamme läßt hier (wenn Sie mir die Metapher erlauben wollen) auf dem Spiegel der Materie, wie der Tag auf den Morgenwolken, ihre ätherischen Farben spielen.

Ich erinnere mich hier einer Stelle aus meinem Gedicht, die Künstler, die (ich weiß nicht mehr, warum?) einer andern aufgeopfert worden ist. Sie mag hier als eine Ruine stehen bleiben:

Wie mit Glanz sich die Gewölke mahlen,
und des Bergs besonnter Gipfel brennt,
eh sie selbst, die Königinn der Strahlen,
leuchtend aufzieht an dem Firmament;
tanzt der Schönheit leichtgeschürzte Hore
der Erkenntniß goldnem Tag voran,
und die jüngste aus dem Sternenchore
öfnet sie des Lichtes Bahn.[70])

F. Schiller.

Friedrich Christian an seine Schwester

[27.(?) November 1793]

Ich habe mit der vorigen Post einen weitläuftigen Brief von Schillern, eigentlich 2 Briefe, zusammen 12 Bogen erhalten, die ich Dir schicken werde, wenn Schimmelmann sie wird gelesen haben. Der erste Brief*) gefält mir nicht so gut, er ist sehr spekulativ und in den Grundsäzen sowohl als Resultaten weiche ich von ihm sehr ab. Er ist auch einer von denen geworden, die es zu vergessen scheinen, daß Geist und Sinlichkeit im Menschen in der Theorie wohl abgesondert

*) Es ist der an zweiter Stelle als Einschluß Seite 90 abgedruckte.

werden können, allein in der Wirklichkeit sich immer gemeinschaftlich äußern; und daß also alle Regeln sowohl für den Geschmack als für die Sitlichkeit, Aesthetik und Moral für ein so zusammengesetztes Wesen eingerichtet seyn müssen, und leicht falsch und nicht anwendbar seyn dürften, wenn man sie auf die Voraussezung rein geistiger Kräfte im Menschen baut.

Es kann seyn, daß es solche reingeistige Kräfte im Menschen giebt, aber wahrlich von den Aeusserungen solcher reingeistigen Kräfte habe ich keinen Sinn, und selbst in diejenigen Aeußerungen unserer Kräfte, wo die Geistige das entschiedenste Uebergewicht hat, mischt sich auch die Sinlichkeit. Sie hat wenigstens immer Antheil an denselben in ihrer Veranlassung und Hervorbringung, denn wir können ja nie den sinlichen Menschen auch nur für einen einzigen Augenblick in uns ablegen.

Schiller an Friedrich Christian

[Ludwigsburg in Schwaben, am 21 Nov. 1793]

Durchlauchtigster Prinz,

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstatten Sie mir, was ich bisher bloß theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück, und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trotzigste Egoist unter allen Thiergattungen, und bey aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnensklave. Er sorgte bloß für sich selbst und schätzte nichts,

als was seine rohen Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeit vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herstürzen konnte. Er betrachtete sie bloß mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichthum zur Schau ausstellte, und bloß mit dem knechtischen Blick eines Missethäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Ueberschwemmungen ihre Größe und Macht blicken ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er bloß nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattinn fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Foderung, die er an sie machte. Bey seiner Bekleidung, seinen Geräthschaften, seiner Wohnung sah er bloß auf das Nothwendige. Eine Höhle genügte ihm, um ihn vor dem Grimm wilder Thiere und der Witterung zu schützen. Gebrach es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen mochte, der Noth war sie schön genug. So trotzig er sich gegen die Ohnmacht bewies, so verzagt war er gegen die Uebermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigenthum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust beseelte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Pelasger im Thucydides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bey vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.[71])

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bey diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir auch zu Rath ziehen mögen, ist es bey allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Putz.[72])

Der Wilde hört auf, sich mit dem Nothwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen thierischen Trieb, sondern ein Bedürfniß von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Innhalt, sondern blos auf die Form des Urtheilens an, und mit dieser ist eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurtheilt, beweißt schon die Thätigkeit eines freyeren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangenden, wenn gleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben, und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften sein materielles Wohlseyn schlechterdings nicht verbessern können, so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht, und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas angenehmes dabey erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Thätigkeit, rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver Rücksicht, davon ausgeschlossen sind.

Sie gefallen seinem innern Sinn, weil sie ihm eine Thätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt fängt auch der Wilde an, auf den Eindruck acht zu haben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfniß könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Nothwendigkeit heraus zu treten, und für den Werth der Dinge einen andern Maßstaab zu gebrauchen, als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles was er besitzt, muß jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen: Es muß ausgezeichnet seyn und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack anzukündigen. Er, der auf der ersten Stufe vorlieb nahm, fängt an zu wählen, und was ihn bey dieser Wahl leitet, ist mehr werth als seine ganze vorige Existenz.[73]) Jetzt sucht sich der alte Germanier schönere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkgeschirre aus, und der Nordkaledonier läßt bey seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn. Das rauhe Feldgeschrey fängt an,[74]) dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Nothwendigere zu verschönern, macht sich der menschgewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck, und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich.[75]) Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, biß die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für

seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt, und seine natürliche Gestalt, in der Absicht, sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, eben so führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein, und gefällt sich, über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einfalt der Natur, ins Abentheuerliche, Abgeschmackte und Widersinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freiern Bildungsvermögens, und daher, als die erste Anmeldung der Vernunftfreyheit, eines Grades von Achtung werth. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bey denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarey falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern wird jetzt eine sehr vortheilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefodert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preiß. Freiheit äußert sich bey dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas höheres als die Natur dabey thätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes

Ansehn. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungestüm seiner Affekte bezähmen, und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will.[76]) So lange er gegen andre nur in physischen Verhältnissen stehet, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urtheils seyn. Er muß also heraustreten aus dem feindseeligen kriegerischen Stand der Natur, und sich in einen Gegenstand der uneigennützigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er andern nicht als Feind gegenüberstehe, daß er durch keine ungestüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andre nicht, gleich einem feindseeligen Gestirn, in den Wirbel seines Daseyns zieht, sondern sie, wie ein ferneleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber[77]) offenbart sich die wohlthätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher, als in der heitern und lachenden Gestalt, welche, nach Erwachung des Schönheitstriebes, Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüter in Freiheit setzt.[78]) Es ist bloß ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchterlich. So wie aber der Sinn für Schönheit erwacht, und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maaßstaab der Beurtheilung hergiebt, so verbessern sich auch die Vorstellungen

von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältniß zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das bloß mit der blinden Stärke eines Raubthiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feinern Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiiert den Wilden zum Menschen, und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohlthätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen, und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freyen Thätigkeit, im Geschäft der Erkenntniß und der Wahl, leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beystand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Antheil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfodert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovor die Trägheit und Willkührlichkeit der Sinne zurückbebt. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worinn allein die Wahrheit enthalten ist, von

der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Thätigkeit der Vernunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nöthig, Formen wieder in Materie umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden, und durch die Operationen der thätigen Kraft die leidende zu affizieren. Nur auf diese Art kann auch bey dem reinen Erkenntnißgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen, und die Arbeit mit Genuß, die Anstrengung mit Abspannung, die Thätigkeit mit Leiden abwechseln.

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bey dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkührliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bey dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einen edlern Stoff von der Vernunft zu empfangen, und bey der höhern Thätigkeit des Gemüths interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht bloß dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben, und Spiel in Ernst zu verwandeln; es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzuziehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den empfindenden, das zweyte um den denkenden Theil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reiz des Genusses eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Thätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Thätigkeit — sey es nun, daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der

Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemals zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hofnung dazu machen, und ob wir einen Werth darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses Gefühl völlig aus dem Gemüth zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtseyn beyde Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle aufzulösen, und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Scheine von Willkühr zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Verstand *logisch*, nemlich mit deutlichem Bewußtseyn der Regeln und Principien, die ihn leiten; bei weitem in den mehresten Fällen wirkt er *ästhetisch*, und als eine Art von Takt, wie Eure Durchlaucht schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck *Gemeinsinn* einführte. Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebenso gut, als bey dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln, nach denen er verfährt, nicht im Bewußtseyn festgehalten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandesoperation selbst, nur ihre Wirkung auf unsern Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüth sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu

seyn, und von seinem Verfahren sich Rechenschaft zu geben, wird der innre Sinn affiziert, die Handlung geht in Leiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmack sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht thun würde, es bloß vermittelst eines solchen Takts zu erzeugen. Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen, er verweilt sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bey dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den weit beliebteren Zustand der Anschauung und Empfindung verzögert. Er übt also eine Art von Gewalt gegen sie aus und misfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, gnädigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Darstellungen unterworfen sind, die auf Unterhaltung und Ueberredung abzwecken, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden, und Ueberzeugung bewirken sollen. Diese letztern sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freygesprochen, sondern es streitet sogar mit ihrem Zwecke, daß sie in ästhetischer Rücksicht vortreflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist, und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk versteckt, auf welches doch alle philosophische Ueberzeugung sich gründet. So würde Kants Kritik der Vernunft offenbar ein weniger vollkommenes Werk seyn, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber

auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessiere, die seinen Zweck nicht mit ihm theilen.

Wer hingegen allgemein gefallen *will*, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräthe verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freyen Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung, und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der *dogmatische* Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der *sokratische* lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter giebt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet, und die Erkenntniß der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die *Sittlichkeit des Handelns* befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Uebereinstimmung bringt, und das Ideal der Tugend in ein Objekt der Neigung verwandelt.

Aber hier, gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es eben so gefährlich als leicht ist, einen Mistritt zu thun, und wo ich mich also genöthigt sehe, einen langsamern Schritt zu nehmen. Es giebt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen, und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten

als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen.

Ich erlaube mir noch nur den Wunsch hinzuzusetzen, daß das Interesse Eurer Durchlaucht an diesen Unterhaltungen nicht in eben dem Grad sich vermindern möchte, als das meinige wächßt, solche fortzusetzen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster Diener

F. Schiller.

Ludwigsburg in Schwaben, am 21. Nov. 1793.

Schiller an Friedrich Christian

[Ludwigsburg am 3. Dez. 93]

Durchlauchtigster Prinz,

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Muth ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wieviel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren, und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Vertheidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der Sittenlehre vollkommen Kantisch denke. Ich glaube nemlich

und bin überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns bloß die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seyen, und welch imposante Nahmen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selbst ruhen müsse, und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sey. Gut ist (nach den Kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unterschreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

Wenn ich also[79]) dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern und physischen. Frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit

hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit selbst darinn besteht, daß man überhoben ist, sich nach andern zu richten; eben so gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend *verhelfe*, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabey blos seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innre Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabey bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem *unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person*; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der *unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft*.

Vergönnen mir Eure Durchlaucht, daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freye Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken, und bezwungen werden müssen. In so fern gibt es Grade der Freiheit. Unsre Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bey noch so heftigem Widerstand feindseeliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand

findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt, und diesen Widerstand, ohne unser Zuthun, vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. In so fern gibt es Grade der Moralität. Unsre Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreitzung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreitzungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir bloß darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehn, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen, und einer Seits die *Stärke* der sinnlichen Antriebe, andrer Seits die *Schwäche* der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben. Moralität kann also auf zweyerlei Weise befördert werden, wie sie auf zweyerlei

Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchungen brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sey.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, gnädigster Prinz, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigungen gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste[80]) innre Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden. Der

sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemüthern[81]) ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Geschmack fodert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fodert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisierten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisierte Mensch bey Aeußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen

Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschmack ist also als der erste Kämpfer anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüth gegen die rohe Natur heraustritt, und, ehe die Vernunft noch nöthig hat, sich als Gesetzgeberinn ins Mittel zu schlagen, und in Forma zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreyt das Gemüth bloß darum von dem Joch des Instinkts, um es in seinen Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nemlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freylich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist bloß ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Ge-

müthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darinn angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beyfall der Natur.

Wenn wir nemlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzessinn Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide allein zusammen ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baums Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erhohlen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen war, und geräth in Versuchung, sich

durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte, und die Vernunft erst darüber als Richterinn erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe gieng, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht gieng hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Motion[82]) der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckte,

den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb sein Anliegen vorbringt,[83]) schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reitzbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das *mit* Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit[84]) für das Schöne *gegen* die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, gnädiger Prinz, deswegen im zweyten Fall für minder vollkommen als im ersten halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweyten so gut als im ersten nach einer Vorschrift[85]) der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also *moralisch* ebenso vollkommen; *physisch* hingegen ist er *bey weitem* vollkommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen[86]) entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größern Fertigkeit des Gemüths,[87]) solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des erfüllten sittlichen Ideals eben so wenig von Moralität und moralischen Thaten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören, und höchstens nur bey außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen denen Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Beredsamkeit der Natur[88]) überstimmt zu werden. In diesen Fällen nemlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht, und macht also auch ein geringeres Maaß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehrern aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Geſetzt, daß die ſchöne Kultur ganz und gar nichts dazu beytragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kömmt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſerer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worinn Kräfte, und die moraliſche, worinn Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet, und ſo innig in einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Innhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchließen; und ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu erhalten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſerer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur — ſo lange ſie menſchliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Geiſternatur[89]) handle, daß ſie nie gegen die ſittliche Ordnung verſtoße, wie mit den Vorſchriften der Ver-

nunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beßte der Welt auf dieses Ohngefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächßt hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Innhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens, als vollkommenere Instrumente, dem Naturzweck zu entrichten, was wir, als unvollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden Weltordnungen[99]) zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen Werth hat, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden. Je zufälliger aber unsre Moralität, um desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß der letztern würde uns moralisch zugerechnet werden können. Ebenso, wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Paroxysmus ahndet, alle Messer entfernt, und sich freywillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand

verantwortlich zu seyn — eben so sind auch wir verpflichtet, uns in den freyen Intervallen durch Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsre Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.[91])

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben,[92]) zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist.[93]) Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit[94]) nöthig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt,[95]) das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu theilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme öffnet, an dem die Schönheit verlohren ist. Da nemlich, wo keine ästhetische Kultur den innern Sinn aufgeschlossen, und den äußern beruhigt hat, und die edlern Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung des Geschmacks den sinnlichen Trieb

nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu dringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Objekt anweißt, und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen Fall aber kommen wir alle, nur mit dem Unterschied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momentweise darinn befindet.

Eine Seele nemlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten, und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den gemeinen Freuden des Stoffs, und hält sich für die Entbehrungen des äußern Sinns durch die Vergnügungen des innern unendlich entschädigt. Aber Einen Fall gibt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Trotze, ihre Rechte geltend macht. Keine ästhetische Kultur geht so weit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für *Leben* und *Daseyn* wehrt. Alles was der Geschmack vermag, ist, das Objekt unserer Begierden zu *verändern*, und gröbere Empfindungen gegen feinere *auszutauschen*. So lange also die Vernunft, bey ihrer moralischen Gesetzgebung, bloß das Opfer einzelner Empfindungen fodert, so kann der Geschmack dem innern Sinn erstatten, was dem äußern entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer *der Kraft selbst* verlangt, und den letzten Grund aller, auch der geistigsten Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu ersetzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht, und mit der Existenz auch *seine* Herrschaft

sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles, was uns übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Unbedingte hinüber, und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen stehet, also auf Daseyn und Bewußtseyn und Wirken erfodert werden. Bloß die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert, zurückbleiben, und selbst diese Idee des Absoluten und Nothwendigen würde, weil sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemüthsoperation eine Kraft erfodert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese Wenigen auch nur in ihren glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohl thun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweisbaren Lebenstrieb in einer andern Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frey heraussagen, gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten; der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, so lange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische Verfassung der Welt bestätigt mir meine Bemerkung. Be-

trachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußrer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir die feineren Klassen, sie sind gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektiren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie seyn würde, da ist es bloß der Geschmack, der uns die Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beyspiele wahrer Tugend giebt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preiß gegeben, und es fehlt viel, daß der Karakter der Nation so weit aufgebaut wäre, um dieser Stützen zu entbehren. Die Zeit wird lehren, was geschehen wird.

Darf ich, vortreflichster Prinz, wegen der freimüthigen Wendung, mit der ich diesen Brief beschloß, Ihre Verzeihung hoffen? Ich gestehe, daß mir daran gelegen war, mich auch in diesem Stück Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin, denn vor Personen, die ich in diesem Grad respektire und liebe, möchte ich gern so vollständig und unverhüllt erscheinen, wie vor meinem eigenen Herzen.

In tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster Diener und dankbarster Verehrer

Ludwigsburg am 3. Dec. 93. Friderich Schiller.

Schiller an Friedrich Christian

[Dezember 1793]

Durchlauchtigster Prinz,

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze, und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Werth in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht, ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht unter einander entzweyhet sind, und die Legalität allein kann bloß verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Karakter, oder die Mittheilung der Empfindungen, und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfniß den Menschen führen,[96]) aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Noth konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

Rücksicht auf die Mittheilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton

allen Gliedern einer civilisierten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannt alles, was ausschließt. Er verlangt, daß an dem, was Einer faßt, und was Einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen Theil nehmen können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, haben beide mit einander gemein, daß sie nie einer allgemeinen Mittheilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besondern Anwendung und Entwicklung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist, und nicht bey jedermann darf vorausgesetzt werden.

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gesitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man blos den Sinnen mit angenehmen Reitzungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirthung abgerechnet, könnte man ja niemals sicher seyn, daß der Privatgeschmack eines Einzelnen aus der Gesellschaft dasjenige nicht abhorrierte, was den andern Vergnügen macht, und gesetzt daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem Einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der Eine das Vergnügen des Andern *theile*, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen, und seine Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Societät nicht viel besser

befriedigen, wenn man sie mit den profondesten Wahrheiten der Mathematik, Metaphysik oder Diplomatik bewirthete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem besondern Verstandesgebrauche beruhet, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der blos sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversazion, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern, und das allgemeine Interesse zu dem ihrigen zu machen.

— — — — — —

Das ist alles, was vom Text der Briefe, die aus Ludwigsburg nach Kopenhagen kamen, erhalten ist. Es waren ihrer noch mehr, begeistert waren sie aufgenommen worden, Schimmelmanns, der alte Minister Graf Bernstorff lasen sie, Prinzessin Luise bekam sie nach Augustenburg gesandt und schickte sie mit philosophischen Ausführungen zurück, wie ein Heiligtum wurden sie dann bewahrt — und gerade dies mag der Grund sein, daß sie nicht in anderen Händen waren, sondern in Friedrich Christians Briefschrank lagen, als die Christiansburg, der Wohnsitz der gesamten königlichen Familie, in Flammen aufging. Mit anderen wichtigen Schreiben seit dem Sommer 1793 sind auch Schillers Briefe verbrannt, nur ein beträchtlicher Bruchteil ist abschriftlich auf uns gekommen. Die Konzepte hat Schiller später überarbeitet, manches, was er zuerst in Briefen nach Dänemark geformt hat, ist in spätere Aufsätze übergegangen. „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten", „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", „Ueber das Erhabene",

— ein Aufsatz, der den zweiten Teil von Schillers Thema auszuführen hat — „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst", „Ueber das Naive" — alle diese Ausführungen mögen Bruchstücke der Briefe in sich enthalten, es wäre reizvoll, darüber genauere Untersuchungen anzustellen, aber es könnten doch nur Fragmente herausgeschält werden; der ursprüngliche Zusammenhang, die lebendige Form des unmittelbar an die Persönlichkeit gerichteten Briefes können nicht wiederhergestellt werden.

Friedrich Christian an Schiller

[4. April 1794]

Seit dem Abgang meines letzten Briefes an Sie theuerster Herr Hofrath, von dessen Ankunft ich bis itzt keine Nachricht habe,*) hat ein zufälliges Ereigniß in der Lage der Dinge in meinem Vaterlande wie in der mir persönlich eigenen einige Veränderung hervorgebracht. Sie müssen durch die öffentlichen Zeitungsblätter erfahren haben, daß unsere Königsburg ein Raub der Flammen geworden ist. Es scheint widersprechend zu behaupten, daß dieser Brand, durch den so vieles verzehrt worden, bey welchem mehrere Menschen theils ihr Leben oder ihre Gesundheit, theils ihr Eigenthum verlohren haben, ein glückliches Ereigniß sey. Und doch ist nichts gewisser. Die gegenseitig aufsprossenden Keime des Mistrauens zwischen Regierung und Volk, die durch Späher Ohrenbläser und Ge-

*) Der Brief, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Dezember 1793 geschrieben, ist nicht an Schiller gelangt und auch später nicht wieder zum Vorschein gekommen. Ein etwa vorhandenes Konzept muß mit den Schillerbriefen verbrannt sein.

schichtenträger gepflanzt und genährt wurden, scheinen unter den Ruinen des stolzen Gebäudes begraben zu seyn. Das liberale Regierungssystem, das in manchen Augenblicken demjenigen, der in der Nähe aufmerksamer Beobachter seyn konnte, zu wanken schien, ist mehr als je befestigt worden, und steht nun so viel ich einsehen kann für die ganze Dauer der Regierung unsers Kronprinzen unerschütterlich feste. Unser Kronprinz erhält die überzeugendsten Beweise allgemeiner Liebe und Achtung gegen die Regierung. Es hat sich zugleich ein Gemeingeist geäussert, die natürliche Folge des bisherigen Regierungssystems, der ihn lehrt wie sehr er auf die Unterstützung der Nation bauen kann, so lange die öffentliche Meinung ihm günstig ist, und in der That sind dadurch die politischen Kräfte des Staats verdoppelt. Von einem Ende des Reichs zum andern strömen freywillige Gaben hin zum Altar des Vaterlandes. Kleine und Große, Arme und Reiche, alles giebt seinen Beytrag zu den durch die augenblicklichen Umstände vermehrten Bedürfnissen des Staats. Die niedrigsten im Volke halten es für Schande nicht auch etwas für denselben zu thun. Man hat Höckerweiber gesehen, die das Anerbieten bey einer nahe vermutheten außerordentlichen Steuer, die aber nicht statt finden wird, für sie bezahlen zu wollen mit dem Zusatz abgelehnt haben, sie müßten das Vergnügen haben von ihrem eigenen Erwerb einige Schillinge zu geben. Wie wenig ist da für den Thron zu fürchten, wo er auf das allgemeine Gefühl der bürgerlichen Glückseeligkeit und auf die Achtung und Ergebenheit gegen die Person des Regenten gestützt ist. Möchte doch der Anblick des glücklichen Dännemarks die übrigen Könige und Fürsten Europas belehren,

daß sie auf weit sichererm Wege ihre Thronen befestigen können, als durch Maasregeln und Gesetze, welche dem Orient oder dem barbarischen Mittelalter abgeborgt zu seyn scheinen.

Mir hat jener Brand meine Büchersammlung und den größten und für mich interessantesten Theil meiner Papiere gekostet. Alles ist im Feuer aufgegangen. Auch Ihre lehrreichen Briefe, edler und verehrter Mann, die ich oft und mit immer wiederholtem Vergnügen las, haben das nemliche Schicksal gehabt. Können Sie diesen Verlust ersetzen, so werden alle Ihre hiesigen Freunde Ihnen dankbar seyn, und niemand mehr als ich, da niemand den Verfasser dieser Briefe und des Don Karlos höher schätzen und lieben kann als Ihr

Copenhagen 4 April 94.

ergebenster
Friedrich Christian

Schiller an Friedrich Christian

[10. Juni 1794]

Durchlauchtigster Prinz,

Das gnädige Schreiben Ew. Durchlaucht an mich vom vierten April d. J. welches an den Rath Reinhold beygeschlossen war, ist wegen der früher erfolgten Abreise des leztern aus diesen Gegenden nach Kiel zurük, und von da erst aufs neue hieher gelaufen, wo es mir vor einigen Tagen in die Hände kam. Dieß allein ist Ursache, gnädigster Prinz, daß ich den Innhalt desselben erst heute beantworten kann. Ew. Durchlaucht erwähnen darinn eines Schreibens an mich, das biß jezt noch unbeantwortet sey. Dieß beunruhigt mich sehr,

da ich von keinem neuern Brief Ew. Durchlaucht an mich weiß, als der mir im August*) des vorigen Jahrs nach Schwaben ist nachgeschickt worden. Daß aber dieser Brief nicht unbeantwortet geblieben, dieses bezeigt eine Copie des meinigen, die ich zurükbehalten habe, und eine Anzahl von sechs andern Briefen, die ich in dem verflossenen Winter von Ludwigsburg aus an E. Durchl. abgehen ließ, und welche die Fortsetzung meiner Betrachtungen über das Schöne und Erhabene enthalten. Entweder müßten also meine Briefe, oder das Schreiben von Ew. Durchlaucht an mich verloren gegangen seyn. Der erste Verlust ist nicht sehr bedeutend, besonders da ich alle meine Briefe aus Abschriften wieder herstellen kann; aber jede Zeile, die von der Hand Ew. Durchlaucht an mich verloren geht, ist ein Verlust, den nichts mir zu ersetzen im Stand ist.

Die Nachricht von dem unglücklichen Brande in Koppenhagen, der die königliche Burg in die Asche legte, war sehr erschütternd für mich, und mußte es um so mehr seyn, da ich mir wohl vorstellen konnte, daß dieses Unglück auch Eure Durchlaucht sehr nahe mit betreffen müßte. Bey dem weisen und großmüthigen Gebrauche, den Sie von Ihrem Eigenthum zu machen pflegen, ist jeder Verlust, den Sie erleiden, ein Unglück für Tausende. Daß aber dieses physische Uebel so viele moralisch gute Folgen nach sich zog, muß jeden Freund Dänemarks und überhaupt jeden Weltbürger wieder mit den Beschlüssen der Vorsehung versöhnen; denn die Liebe eines guten Volks zu seinen Regenten, die bey dieser Gelegenheit sich so glänzend entdeckte, ist ein unendlich größeres Gut, als alles,

*) In Wahrheit im September.

was ein Raub der Flammen werden konnte. Dieser schöne Zug der Bürger Dänemarks, und die Bemerkung Ew. Durchlaucht darüber interessierten mich so sehr, daß ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten möchte, einen öffentlichen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil es einen lehrreichen Wink für alle Regierungen enthält, und der Dänischen besonders ein sehr schönes Denkmal setzt.

Das Verlangen Ew. Durchlaucht, meine verloren gegangene Briefe wieder zu besitzen, ist unendlich schmeichelhaft für mich, und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gerne wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit entsagen, um mich dem angenehmen Geschäfte, Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, ganz und ohne Einschränkung widmen zu können! Alles was ich erforsche oder bilde, sollte in einen Brief an Ew. Durchlaucht eingekleidet seyn, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit so empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Gestalt meines Geistes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggesen oft und vielmals beneidet habe.

Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und Devotion ersterbe ich

Ew. Durchlaucht
unterthänigster

Jena den 10. Jun. 1794. Fr Schiller

Das Jahr 1794 bedeutet für Schillers Leben eine wichtige Wendung. Er, der später von sich selbst sagte: „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden, ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen, meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens", er fand jetzt neue Menschen, mit denen er wachsen konnte. Es schlugen jetzt Hämmer an die eherne Glocke, die sie voll und rein ertönen ließen. Reinhold, der in seiner Enge und Begrenztheit zu seinem Schmerze Schillern nicht zu fesseln vermocht hatte, war einem Rufe nach Kiel gefolgt und an seine Stelle trat Fichte, Wilhelm von Humboldt nahm seinen Wohnsitz in Jena, und endlich gewann Schiller in diesem Sommer den Gefährten, mit dem er den Rest seines Weges auf der Höhe wanderte. Jetzt erst kam es zu einer Annäherung zwischen Schiller und Goethe, die doch nur Stunden Weges auseinander wohnten und einer des anderen Schriften kannten. Als Gegensätze hatten sie einander empfunden, zwei zufällige Begegnungen zeigten ihnen die höhere Einheit, die sie beide umfaßte, und Schillers Aufforderung zur Mitarbeit an der Monatsschrift „Die Horen", die er herauszugeben gedachte, bildet den Beginn der Gemeinschaft, die mit schönem Vertrauen einsetzte und durch die Achtung vor der Eigenart des andern fruchtbar wurde. Reich an Plänen fühlte Schiller sich jetzt sehr über das, was er früher geschaffen hatte, erhoben. Wie ihn „ein Machwerk wie der Don Carlos anekelte", so genügten ihm auch die

Briefe an Friedrich Christian nicht mehr. Er „korrigierte“ sie und konnte kurz vor seinem ersten längeren Besuche bei Goethe der Gattin schreiben: „Diese Arbeit bekommt nun ein ganz anderes Ansehen und gelingt mir sehr.“ Bei der Umarbeitung wurden aus den zwei Briefen vom 13. Juli und 11. November 1793 neun Briefe, von denen der dritte, vierte und sechste, die ersten beiden Abschnitte des siebenten und besonders der Schluß des neunten, die Zeichnung des Künstlers, die Schiller selbst Goethes Porträt genannt hat, völlig neu sind. Unter dem Titel: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen“ wollte er sie in den Horen erscheinen lassen, so sind sie in seine Werke übergegangen — und werden allzuwenig gelesen. Zuerst sollte Goethe sie kennen lernen. Am 20. Oktober schrieb er ihm: „Hier mache ich denn also den Anfang, den Tanz der Horen zu beginnen, und sende Ihnen, was von meinen Briefen an den Prinzen für das erste Stück bestimmt ist. — Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bey dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln, und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind. Ich wünschte, Sie wären es auch in den übrigen, denn ich muß gestehen, daß meine wahre ernstliche Meinung in diesen Briefen spricht.“ Zugleich bat er, die Briefe Herdern mitzuteilen. Goethe antwortete: „Das mir übersandte Manuskript habe sogleich mit großem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir

diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" Herder dagegen „abhorrierte sie als Kantische Sünden". Nur zwei Leser — und schon zwei entgegengesetzte Urteile. Der dritte war Körner. „Seit langer Zeit", schreibt er am 7. November, „hat nichts so sehr auf mich gewirkt, als Deine ästhetischen Briefe. Beim ersten Lesen fand ich im dritten und vierten Briefe manches, wobei ich anstieß. Aber vom fünften an riß mich die Beredsamkeit des Vortrags mit sich fort, und der neunte Brief gab mir den höchsten Genuß ohne alle Störung." Aber dann setzt er, wie immer, mit fördernder Kritik ein und rügt dabei, daß Schiller eine beträchtliche Bekanntschaft mit Kantischen Sätzen voraussetze. „Daß ich viele Kantische Ideen postulieren mußte, ohne den Beweis förmlich mitzugeben," antwortete dieser, „war unvermeidlich, wenn eine solche Materie, die im Grunde doch den ganzen Menschen umfaßt, mit dieser Kürze behandelt werden sollte. Der Leser soll denken, das kann ihm bey Philosophischen Materien nie erspart werden; und wenn er nicht in dem Context des Ganzen den Schlüssel zu den schwürigen Stellen findet, so kann ihm nicht geholfen werden. Willkührlich glaube ich nichts aufgestellt zu haben; denn der Aufsatz ist aus Einem Stücke geschnitten. Eins steht für alles und alles steht für Eins."

Die Fortsetzung, für das zweite Stück der Horen bestimmt, folgte nicht dem Texte der einst an Friedrich Christian gerichteten Briefe, nur der spätere zehnte und sechzehnte Brief

gehen teilweise auf den „Einschluß" zurück. Begreiflich daher, daß die Arbeit langsamer vorwärts ging und viel Anstrengung kostete. Erst am 5. Januar 1795 sandte sie Schiller an Körner: „Aus dem, was Du jetzt lesen wirst, kannst Du meinen ganzen Plan übersehen und prüfen. Ich läugne nicht, daß ich sehr davon befriedigt bin, denn eine solche Einheit, als diejenige ist, die dieses System zusammen hält, habe ich in meinem Kopf noch nie hervorgebracht und ich muß gestehen, daß ich meine Gründe für unüberwindlich halte. Laufe also recht ernstlich darauf Sturm und suche, wo Du eine Blöße daran findest: jeder Deiner Angriffe wird mir jetzt herrliche Dienste thun, und die Klarheit meiner Ideen erhöhen." Körners Bemerkungen blieben nicht aus und wurden gebührend berücksichtigt. Ein Vorlesen vor Goethe hatte hinreißenden Erfolg — und so gingen denn auch diese Briefe in die Druckerei. Wie Schiller damit sein Bestes getan zu haben glaubte, wie er damit den fernen Fürsten zu ehren gedachte, das zeigt eine Stelle eines Briefes an den Verleger der Horen, Friedrich Cotta: „Da ich meine ästhetischen Briefe nicht ganz in die Horen setze, so sollen sie in einigen Jahren besonders und als ein vollständiges Ganze mit Eleganz gedruckt werden, und alsdann werden sie namentlich an den Prinzen von Augustenburg gerichtet. Diese Briefe, welche sich über die ganze Kunsttheorie noch verbreiten werden, muß ich für das beßte erklären, was ich je gemacht habe und was ich überhaupt hervorbringen kann; daß es das beßte ist, was wir in diesem Fache haben, ist kein großer Ruhm. Diese Briefe nun, mit denen ich hoffe zur Unsterblichkeit zu gehen, sollen Sie mir verlegen, wenn Sie Lust dazu haben." Was durch die

Berührung mit dem Einen erwachsen war, sollte nun nicht mehr nur dem Einen, das sollte der Allgemeinheit gehören. Das erste Horen-Heft war unterdessen gedruckt und Schiller konnte den Brief schreiben, mit dem er es Friedrich Christian zu überreichen gedachte.

Auch für diesen ist das Jahr 1794 besonders bedeutsam gewesen. Die Vernichtung der Königsburg, des Wohnsitzes, hatte nicht nur die äußerliche Folge, daß er sich ein Schloß kaufen mußte. Bis dahin hatten alle Glieder des königlichen Hauses an der königlichen Hofhaltung teilgehabt, jetzt lernte er die Freuden und die Sorgen eines eigenen Haushaltes kennen, dessen Kosten wirtschaftlich sehr in Betracht kamen. Bis das in der Bredgade in Kopenhagen gekaufte Haus umgebaut und in Stand gesetzt war, begab er sich auf die schleswigschen Besitzungen seines Vaters. Dort besuchte ihn der seit dem Frühjahr in Kiel dozierende Reinhold, der ihn vorsichtig mit kantischer Philosophie verschonen mußte, während er in den Damen „äußerst vortreffliche Kantianerinnen" fand. Aber auf einem anderen Gebiete gewannen er und Elisa von der Recke, die den ganzen Sommer über des Erbprinzen Gast war, Eingang bei ihm. Der Reiz geheimer Gesellschaften schien Friedrich Christian schon seit Jahren die Möglichkeit tieferer Einwirkung auf Erwachsene zu gewähren. Deshalb hatte er dem Illuminaten-Orden ein lebhaftes Interesse zugewandt und seinen verfehmten Gründer Adam Weishaupt ganz im geheimen unterstützt, deshalb hatte er auch Baggesen beauftragt, auf seiner Festlandreise nach dieser Seite hin Beobachtungen anzustellen. Reinhold nun konnte ihm viel von den Plänen des in Weimar verstorbenen

bedeutenden Freimaurers Bode mitteilen, Elisa von der Recke, eine eifrige Freimaurerin, vereinte sich mit dem Philosophieprofessor, und es gelang beiden, ihn zu überzeugen, daß in ihrem Orden die Möglichkeit bedeutsamer moralischer Wirkung tatkräftig und erfolgreich genützt würde. Der starke Trieb, an seinem Teile auf jede mögliche Weise an der Veredelung des Menschengeschlechts mitzuarbeiten, ließ auch ihn Freimaurer werden. In Hamburg wurde er von dem berühmten Schauspieler und Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schröder in den Orden aufgenommen. Für einen Prinzen, der von seinem fernen Wohnsitze aus den Versammlungen der Brüder nicht beiwohnen konnte, scheint dieser Schritt äußerlich wenig wichtig zu sein, er bezeichnet aber auf dem Wege zur erstrebten „Humanität" eine Wendung mehr nach der aufklärerisch-pädagogischen Seite, beherrscht von der Auffassung, daß im Erkennen schon die Tugend, daß mit dem Wissen schon das Tun gegeben sei. Schiller dagegen meinte mit Kant, daß „ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke nur die Sinnlichkeit zu verstecken wisse", und glaubte vielmehr durch „ästhetische Kultur" den Weg von der Kenntnis der Wahrheit zur Veredelung der Gefühle und zur sittlichen Reinigung des Willens bahnen zu sollen.

Als Friedrich Christian im November auf dem Rückwege nach Kopenhagen war, ereilte ihn die Kunde, daß sein betagter Vater, der die letzten Jahre hindurch gekränkelt hatte, gestorben und daß nun die Herzogswürde auf ihn übergegangen war. Im Reiche mochte man von der Bedeutung dieser Erbschaft wohl nicht die richtige Vorstellung haben. Eine Re-

gierung trat der neue Herzog nicht an — die stand bei dem Könige von Dänemark — wohl aber lag ihm nun außer seiner amtlichen Tätigkeit noch die Verwaltung der großen Herrschaft ob, die das Erbteil der Augustenburger auf der Insel Alsen und dem Festlande war.

Schiller an den Herzog

[20. Januar 1795]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Mit dem lebhaftesten Antheil, den alles mir einflößt, was auf das Wohl der Menschheit Beziehung hat, habe ich die glückliche Veränderung vernommen, welche Eurer Durchlaucht einen Ihrem hohen Verdienste gebührenden und Ihrem wohlthätigen Triebe so angemessenen Wirkungskreis eröfnet hat. Das Wohl vieler Menschen ist jetzt in Ihren Händen, und Ihr großes und edles Herz, welches von jeher aus eigener freyer Neigung für das Beßte der Menschheit thätig war, hat nunmehr auch von dem Schicksal einen äußern Beruf und eine würdige Sphäre dazu erhalten. Wie würde ich das Geschick meiner deutschen Mitbürger preisen, wenn es überal einer solchen Fürstenhand anvertraut wäre, und mit welcher Sicherheit könnte man sich alsdann für die Erfüllung aller der VolksGlückseligkeit verbürgen, welche biß jetzt leider nur eine Idee der Philosophen und eine Phantasie der Dichter gewesen ist.

Die Achtung, die ich der Bescheidenheit ihres Herzens schuldig bin, verstattet mir nicht, das Bild auszumahlen, das

meine prophetiſche Einbildungskraft ſich von der Regierung eines eben ſo gefühlvollen als philoſophiſch denkenden Fürſten verſpricht. Aber ich habe in dem Charakter des Don Karlos und Poſas mein Herz reden laſſen, und was ich dort nur als Dichter träumte, das ſpreche ich hier als Zeitgenoſſe Friederich Chriſtians mit der gegründeten Ahndung aus, daß alles das Gute, was nur immer die Umſtände möglich machen durch Sie und in Ihrer Sphäre realiſiert werden wird.

Längſt ſchon war es mein Wunſch, den Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die mir in ſo hohem Grade von Eurer Durchlaucht ſind aufgelegt worden, einen öffentlichen Ausdruck zu geſtatten; aber ich wollte ſolches nur an der Spitze eines Werkes thun, das Ihres verehrten Nahmens nicht unwürdig wäre. Alle meine Kräfte verwende ich ſchon ſeit langer Zeit auf dieſe Arbeit, und wenn es mir nicht ganz mißlingt, ſie dem Ideal gemäß auszuführen, das ich mir vorzeichnete, ſo bitte ich Eure Durchlaucht um Ihre gnädigſte Beyſtimmung, daß ich ſolche mit Ihrem Nahmen kröne.

Als ich im vorigen Jahre damit umgieng, eine Abſchrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu beſorgen, drangen ſich mir ſoviele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, ſolche in ihrer erſten Geſtalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbeſſerung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunſch etwas hervorzubringen, daß Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Geſtalt zu geben, ſondern auch den Plan derſelben zu einem größern Ganzen zu erweitern.

Von dieser neuen Ausführung sind in der Schrift, die ich Eurer Durchlaucht ehrfurchtsvoll überreiche, einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urtheil der Kenner zu vernehmen, ehe ich die letzte Hand an das Ganze lege. Möchten Sie, gnädigster Herr, in dieser kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu ertheilen, die mir erreichbar sind.

Mit tiefster Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 20. Jan. 1795. F Schiller

Mehr als ein halbes Jahr war seit dem letzten Briefe Schillers verflossen. Baggesen hatte aus der Schweiz Reinhold fragen können: „Von unserm lieben Schiller habe ich seit undenklicher Zeit nichts gehört; schreibt er noch immer dem Prinzen?“ Als die Horen-Sendung gegen Mitte Februar in Kopenhagen ankam, traf sie den Herzog mit gehäufter Arbeit beschäftigt und bei mangelhaftem Wohlbefinden. Etwa eine Woche später hatte er das Heft studiert, das auch Beiträge von Goethe und Fichte enthielt, und konnte sich mit seiner Schwester über die Bewertung all dieser Stücke brieflich unterhalten. Schiller hatte einmal, ehe er an die Niederschrift der ästhetischen Briefe ging, als er noch Kants Kritik der Urteilskraft studierte, zu Körner geäußert: „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß ein Dilettant.“ Die mehrjährige Arbeit auf

philosophisch-ästhetischem Gebiet, bei der allerdings dramatische Pläne, so der Wallenstein, aus dem Hintergrunde zu locken nicht verfehlten, hatte ihn sich sicherer fühlen lassen. Der Herzog dagegen, der immer kälter und schärfer philosophierte und durch den Zwiespalt, in dem er sich mit seinen kantisch gesinnten Angehörigen befand, dazu gedrängt wurde, reinste Nüchternheit der Form auf diesem Gebiete zu wünschen, urteilte jetzt ähnlich wie der Dichter drei Jahre früher: „Der gute Schiller ist doch eigentlich nicht zum Philosophen geschaffen. Er bedarf einen Uebersezer, der das poetisch schön gesagte mit philosophischer Precision entwickelt, der ihn aus dem Poetischen in die philosophische Sprache übersezt.“ Des Herzogs Schwester aber, die von den Briefen in den Horen sehr eingenommen war, formte ihr Urteil dahin, daß, wer nicht Dichtergenie genug habe, um diesen Ideen einigermaßen folgen zu können, sehr wenig davon verstehen werde.

Das zweite Stück der Horen wurde von folgendem Briefe begleitet:

[4. März 1795.]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Ich habe es vor einigen Wochen gewagt, Ew. Durchlaucht das erste Stück meiner Monathschrift, welches den Anfang meiner aesthetischen Briefe enthält, in Unterthänigkeit zu überreichen. Erlauben Sie mir nunmehr, gnädigster Herr, Ihnen auch die fernere Fortsetzung dieser Schrift, der ich kein höheres Glück wünschen kann, als daß sie Ihres Beyfalls würdig seyn möge, zu Füßen zu legen.

Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als dieſe litterariſchen ſind, beſchäftigen jetzt Ihre Aufmerkſamkeit; aber wenn Ihr Geiſt, nach wichtigern Geſchäften, nach einer Erhohlung umher blickt, ſo dürfen ſich die Muſen Ihnen nahen und Sie finden im Genuſſe der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelſten aufbehalten iſt.

Möchte auch ich dem Geiſt und dem Herzen Eurer Durchlaucht etwas anzubiethen haben, das Ihrer nicht ganz unwürdig iſt.

Mit unbegrenzter Devotion und Ehrfurcht erſterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigſter

Fr. Schiller

Jena den 4. März. 1795.

Auf beide Sendungen antwortete der Herzog:

Copenhagen den 19. März 1795.

Die beyden erſten Stücke der Horen, und die ſie begleitenden Briefe habe ich halten. Es bedarf in der That einer Entſchuldigung, daß ich Ihnen, wehrter Herr Hofrath, den Empfang derſelben nicht eher angezeigt habe, allein gehäufte Geſchäfte und öfteres Uebelbefinden haben mich den ganzen Winter hindurch zu einem trägen Briefſteller gemacht. Mein verſpäteter Dank iſt indeſſen darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen wegen der Geſinnungen, die Sie gegen mich hegen. Möchte ich dieſe Geſinnungen doch einigermaaßen verdienen!

Ihre aesthetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da sie aber wegen meiner Unbekantschaft mit der Sprache und wohl auch mit dem Inhalt der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bey wiederhohlter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über jene Briefe. Im Sommer, auf dem Lande bey mehrerer Muße und wenigerer Zerstreuung gedenke ich diese Lektüre wieder vorzunehmen.

Es ist mir übrigens eine nicht geringe Freude in Ihrer Denkart über das, was der Menschheit Noth ist so viel Uebereinstimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden. Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß vom inren Menschen ausgehen. Geschieht dies nicht, so wird jedes politische Gebäude, sey es auch noch so schön, in kurzem verfallen, und ungezähmten rohen Leidenschaften vielleicht zu einer noch bequemeren Behausung dienen. Es komt beynahe nicht auf die Form, es komt auf den Geist an, durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die gewünschte Verbesserung erfolgen, die Form mag beschaffen seyn wie sie will. Diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, ist auch in Ihr Looß gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte, daß Ihr neuestes litterarisches Unternehmen eben so wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten dazu Beförderung seyn wird.

Mein Interesse und meine Wünsche werden Sie stets begleiten.

Friedrich Christian.

Schiller an den Herzog

[5. April 1795]

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr,

In dem Briefe vom 19ten März, womit E. Durchlaucht mich beehrten, leſe ich die für mich höchſt aufmunternde Verſicherung, daß Ihnen die erſten Stücke meines neuen Journals nicht misfielen, ja daß ihre eigene Ueberzeugungen mit dem Haupt-Innhalte meiner aeſthetiſchen Briefe übereinſtimmend ſind. Muthiger fahre ich nun in dieſer Arbeit fort, und erbitte mir bloß Ihre gnädigſte Erlaubniß, Ihnen jedes neu herauskommende Stück dieſer Zeitſchrift überreichen zu dürfen.

Was Eure Durchlaucht in Anſehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, iſt ſehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerkſamkeit der Schriftſteller, die erfoderliche Gründlichkeit und Tiefſinnigkeit mit einer faßlichern Diction zu verbinden. Aber noch iſt unſere Sprache dieſer großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftſteller vermögen, iſt auf dieſes Ziel von ferne hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu ſehr vor der ſcharfen, oft ſpitzfindigen Beſtimmtheit, welche dem Philoſophen ſo unentbehrlich iſt, und die Sprache der Gelehrten iſt der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es iſt das Unglück der Deutſchen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs

zu werden, und noch lange wird sie die übeln Folgen dieser Ausschließung empfinden.

Sollte es mir indeß auch nur im Kleinen gelingen, zu Ausbreitung philosophischer Begriffe im Kreise der schönen Welt beyzutragen, so würde ich jede Anstrengung, welche meine Untersuchungen mich kosten für reichlich belohnt achten.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 5. April. 1795. F Schiller

Es ist bekannt, daß die Horen sich den Beifall des Publikums nicht erhielten. Besonders die philosophischen und ästhetischen Aufsätze waren dem größeren Teile der gebildeten Leser zu fremdartig, zu schwer. Schiller täuschte sich in der Aufnahmefähigkeit und in der Höhe der Forderungen, die er bei ihnen annahm. Sein nächster Brief an den Herzog beleuchtet seine Herausgebersorgen.

[9. Juni 1795]

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Fürst und Herr,

Wie sehr wünschte ich, daß die Horen, davon ich Ew. Durchlaucht das fünfte Stück zu Füßen lege, Ihrer fernern Aufmerksamkeit nicht unwerth befunden werden möchten. An meinem Eifer das Gute zu sammeln, wo ich es nur irgend finde, fehlt es nicht, aber so reich Deutschland an Journalen und Schriftstellern ist, so arm ist es doch wieder an guten Autoren und an frischen gesunden Produkten des Genies und des

philosophischen Geistes. Dieser Mangel ist mir, ich gestehe es, noch nie so bekannt gewesen, als seit Erscheinung meines Journals, an dem eine so große und nicht unwichtige Societät Antheil nimmt, und wo es dennoch so schwer hält, dem Publicum immer etwas Befriedigendes vorzulegen. Es gereicht zwar der Nation zum Ruhme, daß sie schwerer zu befriedigen ist, aber es wäre zu wünschen, daß die Geschicklichkeit der Schriftsteller diesen hohen Foderungen auch entsprechen möchte.

An Fortsetzung meiner aesthetischen Briefe habe ich mich diese ganze Zeit über beschäftigt, soweit meine Gesundheit es verstattete, und das sechste Stück, das gegenwärtig unter der Presse ist, wird eilf neue Briefe enthalten. Dürfte ich hoffen, daß diese Unterhaltung Eurer Durchlaucht bey Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt auf dem Lande einige Stunden erheitern könnte, so würde ich darinn eine süße Belohnung finden.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion und Dankbarkeit ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigster
Jena den 9. Jun 1795. F Schiller.

Mit den hier angekündigten Stücken wollte er die Reihe der ästhetischen Briefe in den Horen beschließen und alle ferneren nur in dem geplanten Buche erscheinen lassen, dem er alle mögliche äußere und innere Eleganz zu geben beabsichtigte. Es blieb bei dem Plane. Nach dem 17. bis 27. Briefe, die zum Teil in Anlehnung an die ursprünglichen Briefe geschrie-

ben, jetzt unter dem Titel „Die schmelzende Schönheit" mit Goethes Elegien den einzigen Inhalt des sechsten Horen-Heftes bildeten, hat er dies Gebiet verlassen und sich wieder der Dichtkunst zugewandt.

Schiller an den Herzog

[5. Juli 1795]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Fürst und Herr,

Nicht ohne Verlegenheit wage ich es, Ew. Herzogl. Durchlaucht das Sechste Stück der Horen zu überreichen.

Die Elegien, welche es enthält, sind vielleicht in einem zu freyen Tone geschrieben, und vielleicht hätte der Gegenstand, den sie behandeln, sie von den Horen ausschließen sollen. Aber die hohe poetische Schönheit, mit der sie geschrieben sind, riß mich hin, und dann gestehe ich, daß ich zwar eine conventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Decenz dadurch verletzt glaube. Ich werde in einem künftigen Stücke des Journals mir die Freyheit nehmen, mein Glaubensbekenntniß über das, was dem Dichter in Rücksicht auf das Anständige erlaubt und nicht erlaubt ist, ausführlich abzulegen.

Möchte die Fortsetzung meiner Briefe über aesthetische Erziehung, davon dieses Stück eine große Lieferung enthält, von Ew. Durchlaucht nicht ohne Interesse gelesen werden. Ich nähere mich darinn immer mehr meinem Ziele, und hoffe

mehreres, was in den vorigen Briefen noch dunkel geblieben ist, darinn entwickelt zu haben.

In tiefster Devotion und Ehrerbietung ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 5. Jul. 1795. F Schiller.

Im 7. und 8. Horen-Stück kam Schiller selbst nicht zu Worte, wohl aber im neunten. Hier erschien unter dem Titel „Das Reich der Schatten" das Gedicht, das wir jetzt als „Das Ideal und das Leben" kennen, hier „Das verschleierte Bild zu Sais".

Schiller an den Herzog

[5. Oktober 1795]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Wenn die bißher erschienenen Lieferungen der Horen durch ihren speculativen Innhalt sehr oft ermüdend und unfruchtbar gewesen, so ist vielleicht dieses Neunte Stück, welches ich Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst zu überreichen wage, von einem mehr unterhaltenden Innhalt. Mehrere philosophische Ideen sind darinn in ein freyeres poetisches Gewand eingehüllt, und empfehlen sich vielleicht in dieser Gestalt dem Kenner des Schönen.

Nach einer langen Trennung von der poetischen Muse habe auch ich es wieder gewagt, in dieser Gattung Versuche zu machen und möchte es mir gelungen seyn, den Geschmack

Euer Durchlaucht und der ganzen feineren Welt mit den bißherigen metaphysischen Uebungen auszusöhnen. Auf jedem Wege, in jeder Form suche ich immer und ewig dasselbe, die Wahrheit. Gelingt es mir auch nicht auf allen, sie zu finden oder der gefundenen Eingang zu verschaffen, so kann ich von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wenigstens Anerkennung meines guten Willens und redlichen Eifers hoffen.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena 5. Octob. 1795. Fridrich Schiller

Es ist leider keine Aeußerung darüber auf uns gekommen, ob der Herzog in der Abhandlung „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", im 9. Stück der Horen, deren Thema ja seinen Gedankengängen nahe lag, und in dem Aufsatz „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten", im 11. Stück Anklänge an die zwei Jahre vorher an ihn gerichteten Briefe gefunden hat. Auch Schillers Elegie im 10. Stück, die später den Titel „Der Spaziergang" bekam, wird in seinen Aufzeichnungen und Briefen, soweit sie erhalten sind, nicht erwähnt. Ihr Hauptinhalt ist in dieser Zeit Baggesen, für dessen äußeres Schicksal damals zu sorgen nötig war. Auch Schillersche Begleitbriefe fehlen, erst dem 12. Stück lag eine Abwägung des Erstrebten und Erreichten bei.

Schiller an den Herzog

[9. Januar 1796]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Mit dem Monathstücke, welches ich Euer Herzogl. Durchlaucht hier unterthänigst überreiche, ist der erste Jahrgang meiner Zeitschrift geendigt und indem ich die zurückgelegte Bahn übersehe, fühle ich lebhaft, wie weit das wirklich geleistete hinter den gerechten Erwartungen der Kenner zurück bleibt. Ich muß befürchten, gnädigster Herr, daß Sie manche unsrer philosophischen Untersuchungen viel zu abstrakt und wissenschaftlich, manche leichtere Unterhaltungen nicht interessant genug gefunden haben werden, aber an meinem Eifer und guten Willen lag es nicht, daß Ihre Erwartung von beyden nicht mehr befriediget wurde. Die Foderungen der Gelehrten und die Wünsche des Lesers von Geschmack sind einander gar zu oft entgegen gesetzt; jene verlangen Tiefe und Gründlichkeit, welche leicht eine Dunkelheit und Trockenheit erzeugt, dieser fodert Leichtigkeit und Schönheit, welche gar leicht zu Oberflächlichkeit verleiten. Die große Schwierigkeit, zwischen beyden Klippen glücklich vorbey zu kommen, wird die Mängel unserer Arbeit einigermaßen entschuldigen.

Ich gestehe Ihnen, gnädigster Herr, daß ich bey dieser Zeitschrift mir den Endzweck vorsetzte, die Seichtigkeit im Raisonnement und den geistlosen schlaffen Geschmack in Poesie und Kunst, welche in unsere Zeiten eingerissen haben, nach allen meinen Kräften zu bekämpfen, und den herrschenden Geist der Frivolität durch männlichere Grundsätze zu ver-

drängen. Mein Unternehmen kann mißlingen, aber ich kann nie bereuen, es versucht zu haben.

Dürfte ich mir schmeicheln, vortreflicher Fürst, daß Ihnen die Fortsetzung dieses Journals nicht gleichgültig seyn werde, mit um so mehr Muth und Vertrauen würde ich den neuen Kreislauf desselben beginnen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 9. Jenn. 1796. Fr. Schiller

Noch ein Brief Schillers an den Herzog ist erhalten, veranlaßt durch eine Geldsendung aus Kopenhagen. Es lag nahe, darin einen Rückblick auf die Zeit dieser fördernden Gemeinsamkeit zu werfen.

Schiller an den Herzog

[5. Februar 1796]

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr,

Der abermalige Beweis, den ich vor einigen Tagen durch den Kammerrath Kirstein aus Koppenhagen von der gnädigen Gesinnung Eurer Durchlaucht gegen mich empfangen, erneuert bey mir die Empfindung meiner tiefen und großen Verbindlichkeit und ruft mir alles, was ich Ihrer Großmuth schuldig bin, aufs neue lebhaft ins Gedächtniß. Da es für ein Herz wie das Ihrige keinen höheren Lohn geben kann, als die Ueberzeugung, Gutes gestiftet und einen edeln Zweck

wirklich erreicht zu haben, so darf ich es, ohne Gefahr einer Unbescheidenheit wagen Eure Durchlaucht zu versichern, daß Ihre wohlthätige Absichten bey mir nicht verfehlt worden sind. Die Unabhängigkeit und Muße, welche ich bißher Ihrer Freygebigkeit verdankte, haben es mir möglich gemacht, troz einer äuserst zerrütteten Gesundheit, meine Kräfte auf einen bedeutenden Zweck mit Beharrlichkeit hinzurichten, und soviel für meine eigene Bildung zu thun, als die Grenzen meiner Kräfte erlaubten. Ohne Ihre Großmuthsvolle Unterstützung hätte ich entweder diesen Zweck aufgeben, oder demselben unterliegen müssen. Die Schritte, welche ich in den letzten vier Jahren zu dem Ziele gethan habe, das vor meiner Seele steht, sind schneller und wichtiger gewesen, als alle, die ich vorher dazu habe machen können, und wem sonst als Ihnen, vortreflichster, und Ihrem edeln Freunde danke ich dieses Glück. Mit gerührtem Herzen schreibe ich dieses nieder und das tiefe Gefühl meiner Verpflichtung wird unauslöschlich in meiner Seele leben.

Mit unbegrenzter Devotion und Verehrung ersterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 5. Febr. 1796. Fr. Schiller

Auch an den Grafen Schimmelmann schrieb er am selben Tage etwa desselben Inhalts und fügte hinzu:

„Ich bin glücklich, und zwar in der edelsten Bedeutung dieses Wortes, denn ich bin es durch meine Thätigkeit, durch

eine Annäherung zu dem höchsten und letzten Ziele aller meiner Bestrebungen, und habe ich gleich bis jetzt noch keine so entscheidenden, öffentlichen Beweise davon geben können, als zu wünschen wäre, so hoffe ich es in der Folge noch zu thun; denn es fehlt mir dazu, bey aller physischen Schwächlichkeit, weder der Muth, noch die Begierde. Was ich aber auch auf diesem meinem Wege noch erreiche, ich werde es Ihnen, Ihrem durchlauchtigen Freunde, Ihrer edelmüthigen Unterstützung schuldig seyn; denn nur Sie machten es mir möglich, über meine Kräfte und meine Muße mit Freiheit zu disponiren."

Die letzte Geldsendung erhielt Schiller am 23. November 1796, sein Dank und all die übrigen Briefe, die er, wie die Aufzeichnungen seines Kalenders ausweisen, an den Herzog gerichtet hat, sind verloren gegangen. Der Horen-Sendung vom 16. Januar 1797 legte er keinen Brief mehr bei. Ob Friedrich Christian außer dem schon erwähnten verlorenen noch andere nicht auf uns gekommene Briefe an Schiller gerichtet hat, ist ungewiß und unwahrscheinlich.

Es war ja nicht eine rein menschliche Freundschaft, die die beiden zueinander geführt hatte. Schiller ging fest und sicher den Weg, den ihm sein Genius zeigte, er fand und nahm dabei die Hilfe, die ihm seinen Gang erleichterte. Der Prinz suchte Menschen, die seinem Drange nach Erkenntnis dessen, was die Welt im innersten zusammenhält, und seinem Verlangen, fördernd in die Entwickelung einzugreifen, Genüge tun konnten. Was ihn an Schiller anzog, war nicht der Dichter als solcher, sondern der Denker und Erzieher der Menschheit. Von ihm lernte er und ließ sich hinweisen auf

eine ästhetische Bildung, deren vorher nicht ausgesprochene Forderungen jener pädagogisch so interessierten Zeit noch fremd waren. Friedrich Christian ist wohl der erste gewesen, der ihrer in Erörterungen, die praktischen Zwecken dienten, gedacht hat. Daß er der befreienden Regung einer glücklichen Stunde folgte und einen schönen Gedanken zur Tat werden ließ, das ist sein Verdienst. Der verstorbene Professor Max Müller in Oxford hat es mit richtiger Empfindung ausgeführt: Als Baggesen, Friedrich Christian und der Graf Schimmelmann den hohen Flug des Schillerschen Genius bewunderten und ihrer Bewunderung einen tatkräftigen Ausdruck geben wollten, da gab es gewiß auch geistreiche Hofdamen und schriftstellernde Legationsräte in Kopenhagen die sagten: „Aber Durchlaucht, bedenken Sie, was Sie tun. Der Schiller ist allerdings in gewissen Schichten der Gesellschaft in Deutschland sehr populär. Aber es sind doch eigentlich nur wilde Studenten und überspannte Hofdamen, die für ihn schwärmen; bei kompetenten Richtern gelten seine Sachen für verfehlt. Er ist kein Klassiker, wie Gellert oder Klopstock. Und, Exzellenz, seine politischen und religiösen Gesinnungen! Er soll ein Demokrat, ein Atheist sein. Wäre es nicht besser, zu warten und genauere Erkundigungen über den Dichter der Räuber anzustellen?“ Das ist der Mehltau, der alle frischen Regungen verdorren macht, während aufrichtige Bewunderung und Teilnahme, wie Frühlingsregen und Sonnenschein, die versteckten Knospen des Genius an allen Enden zur Blüte und Frucht treibt.

Aber noch höher ist ein anderes anzuschlagen. Wer die Briefe der beiden verfolgt, der sieht, daß es ihnen nicht be-

schieden war, sich in fester Sicherheit aneinander zu schließen und eins zu werden, daß sie vielmehr leise aneinander vorbeiglitten. Die Richtung, in die Schiller hineinkam, war dem Prinzen unsympathisch; er hat sich sein ganzes Leben lang nicht mit der kritischen Philosophie Kants befreunden können. Andererseits liebte er es nicht, Gegenstände des Forschens und der verstandesmäßigen Ueberlegung mit einer dichterisch gesteigerten Sprache behandelt zu sehen, deren Glanz ihn mehr blendete als zur Klarheit führte. Aber in ihm war hohe Achtung vor geistiger Arbeit zu lebendig, als daß er es hätte wagen wollen, den Genius in eine nicht in ihm selbst liegende Richtung zu drängen und dadurch zu beschränken, er besaß die Fähigkeit, geistiger und künstlerischer Tätigkeit auch dann würdigend und genießend zu folgen, wenn die Form, in der sie erschien, mit seinem eigenen Wesen nicht durchaus harmonisch zusammenklang. Nur einmal fühlte er sich von Schiller geradezu enttäuscht. Das war damals, als dieser im Musenalmanach für das Jahr 1797 die Geißel seiner Xenien schwang. Nicht der Umstand, daß Männer darin angegriffen und spielend niedergeworfen wurden, die ihm teuer waren, verletzte ihn. Gegen seinen alten Leipziger Lehrer Ernst Platner — nur dem Namen nach Ernst, spottete Schiller — mußte er seit Jahren Bedenken und Ausfälle von seiner nächsten Umgebung hören, von Baggesen und Reinhold, von seiner Schwester und der Gräfin Schimmelmann, die andererseits die Anhänglichkeit zu schätzen wußten, die er dem Manne, der auf den lebhaften und wissensdurstigen Jüngling einst stark gewirkt hatte, in treuem Herzen bewahrte. Friedrich Nicolai, mit dem er gleichfalls seit dem Jahre 1791 in Briefverkehr stand, hatte

Schillers Horen plump und geschmacklos angegriffen, mußte daher auf einen Gegenschlag gefaßt sein, und seine Antwort auf Schillers Hiebe erschien dem Herzog hämisch — nein, was er von Schiller nicht erwartet hatte, war, daß dieser sich überhaupt zu literarischem Streit herabließ. Er hatte ihm zu hoch gestanden, als daß es ihn nicht hätte betrüben müssen, ihn auf dem staubigen Kampfplatze des Tages zu sehen, wo es weniger auf ästhetische Würde als auf treffsicheres und unsanftes Dreinschlagen ankommt. Aber er durfte auch Zeuge der Großtaten sein, die Schillers letzte Lebensjahre in so überwältigender Fülle zeitigten — die reifsten Früchte, unter denen der Baum brach. Wir wissen, daß der Herzog die Abschrift des „Wallenstein", die Schiller Schimmelmanns geschickt hatte, in der paradiesischen Zurückgezogenheit seines Stammsitzes Augustenburg genoß, und wenn auch über seine Kenntnis der übrigen Dramen, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, die fast unglaublich rasch einander folgten, Notizen nicht auf uns gekommen sind, so doch lange darauf ein unscheinbares Zeugnis fortdauernden Interesses. Als Körner die Werke des dahingegangenen Freundes zum erstenmale gesammelt herausgab, hatte der bekannte mannhafte Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes Schwierigkeiten, sie seinem fürstlichen Kunden zu besorgen: es war Franzosenzeit, Leipzig, der Bücher-Stapelplatz, im Juli 1813 in Belagerungszustand versetzt und die Verbindung noch unterbrochen. Mit Schimmelmanns blieben Schiller und seine Frau brieflich in Zusammenhang, und solche Schreiben an das gräfliche Haus kamen auch zur Kenntnis des herzoglichen. Hatte auch die unmittelbare Berührung ein Ende,

der Mann, der schrieb: Alle Reform, die Bestand haben soll, muß von der Denkungsart ausgehen, und der, in dessen Brief es heißt: Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß vom inneren Menschen ausgehen, standen trotz alledem auf demselben Boden, und jeder von ihnen war gewillt, an seinem Platze mit seiner ihm eigentümlichen Kraft auf das gemeinsame Ziel hinzuarbeiten.

Zwei Typen verkörpern sie: Hier der Künstler, die ästhetische Persönlichkeit, die als Individualität unsterblich ist, dort der Laie, der wie ein Lehrer wirkt, nur in den Folgen seines Tuns weiterlebt. Schiller war sich dessen voll bewußt. Aehnlich wie der Herzog sich zu seiner Schwester über die Horen-Aufsätze geäußert hatte, hatte Fichte an ihren Verfasser selbst geschrieben: „Sie gehen größtentheils analytisch, den Weg des strengen Systems; und setzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstracten Begriffs setzen. Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen, zu denken. Das kann sie nicht. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie Mehreren verursacht haben. Ich muß Alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe; und so geht es andern auch." Darauf antwortete er: „Meine beständige Tendenz ist, neben der Untersuchung selbst, das Ensemble der Gemüthskräfte zu beschäftigen, und soviel möglich auf alle zugleich zu wirken. Ich will also nicht bloß meine Gedanken dem andern deutlich machen, sondern ihm zugleich meine ganze Seele übergeben, und auf seine sinnlichen Kräfte wie auf seine geistigen

wirken." Er warf das, was er schuf, unbekümmert hinein in die unendliche Zeit; er wußte, daß Schriften, in denen sich ein Individuum lebendig abdrückt, ein unvertilgbares Lebensprinzip in sich enthalten; mit ruhiger Sicherheit bekennt er seinen Glauben, daß in hundert oder zweihundert Jahren, wenn anderer Männer untersuchende und darlegende Bücher nur noch höchstens zitiert werden, seine Schriften („von denen, versteht sich, welchen sie zufällig in die Hände fallen, denn darüber entscheidet die Mode und das Glück") auch gelesen werden, zwar nicht *mehr* aber gewiß auch nicht *weniger* als zu seinen Zeiten. Und der Herzog? Vor ihm stand nicht die Hoffnung auf die Unsterblichkeit des Genies, ihm blieb nur die Möglichkeit immer erneuter täglich wiederkehrender unermüdeter Pflichterfüllung auf kleinem Gebiete. Neben dem Ewigkeitsbewußtsein des Künstlers steht seine kraftvolle und in erkannter Beschränkung tätige Resignation, wie sie sich gerade in dieser Zeit in einem seiner Briefe an Elisa von der Recke ausspricht: „Man muß wirken, so lange es Tag ist."

Jeder sei für sich ein Mann,
Strebend nach des Guten Urquell.
Was er kann — mit innern Gluten
Bring ers ruhig zu dem Ganzen.

Nachwort

Der Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzoge von Schleswig-Holstein ist hier zum erstenmale an einer Stelle vereinigt. Bisher sind einzelne Briefe und Briefgruppen nur so veröffentlicht, wie sie Zufall und Finderglück allmählich ans Licht brachten, zuerst in der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutschen Rundschau", im 3., 7., 8. und 29. Bande von Max Müller, A. L. J. Michelsen und L. Urlichs. Als selbständige Bändchen erschienen daraus: Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet u. hrsg. v. F. Max Müller. Berlin 1875, und: Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte hrsg. v. A. L. J. Michelsen. Berlin 1876. In der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur Bd 28, 1884 hat Karl Breul die beiden Fassungen der Briefe über ästhetische Erziehung miteinander verglichen, in demselben Jahre haben Ludwig Speidel und Hugo Wittmann Briefe, die sie schon in der „Neuen Freien Presse" bekannt gegeben hatten, in einem Buche: Bilder aus der Schillerzeit, Berlin und Stuttgart, leichter zugänglich gemacht, im Märzheft 1905 der „Deutschen Rundschau" endlich hat Hans Schulz das vermutlich endgültige Ergebnis von Forschungen nach den verlorenen Briefen unter dem Titel: „Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller. Eine Nachlese" niedergelegt.

Ueber Friedrich Christian haben gehandelt: Lorentzen in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd 8, 1878, S. 24—31;

Marie Michelsen: Ein fürstlicher Pädagoge in seiner Zeit. Nr. II der „pädagogischen Gedenkblätter aus dem Schloßgarten zu Augustenburg auf Alsen" in: Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus, Jg. 8, H. 1 und 2, Leipzig 1880, S. 6—22, 54—85;

A. D. Jorgensen in: Dansk biografisk Lexikon Bd 5, 1891, S. 346—350;

Julius Clausen: Frederik Christian Hertug af Augustenborg (1765—1814). En monografisk skildring. København 1896. 148 Seiten.

Eine Biographie, die seinen gesamten Nachlaß benützt, wird vorbereitet.

Die erhaltenen Briefe Schillers an den Herzog werden im Schleswig-Holsteinischen Hausarchiv zu Primkenau sorgfältig aufbewahrt — für die Erlaubnis zu ihrer Benützung gebührt der Dank Seiner Hoheit dem Herzog Ernst Günther. In Primkenau befindet sich auch die eine gleichzeitige Abschrift der verbrannten Briefe des Jahres 1793, die andere ruht in pietätvollen Händen in Göttingen. Die Briefe Friedrich Christians sind zerstreut. Nr. 1 und 7 (nach dem am Schlusse folgenden Verzeichnis) sind in Privatbesitz in Stuttgart, ebenso wie der Seite 27—31 wiedergegebene Brief von Baggesen mit dem vorliegenden Abdruck von Herrn Geheimrat Dr. O. Güntter, dem Vorstand des Schwäbischen Schillervereins, freundlichst verglichen, Nr. 5 ist von Urlichs aus dem Schillerarchiv des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm abgedruckt, die Nummern 3, 13 und 17 waren im Besitze des Antiquars Karl Künzel in

Heilbronn. Seine Autographensammlung ist versteigert worden, wo diese Briefe hingelangt sind, habe ich nicht ermitteln können. Die Konzepte oder wertvolle, teils von Friedrich Christian unterzeichnete, teils von ihm selbst eigenhändig angefertigte Abschriften liegen im Herzoglichen Hausarchiv, so zunächst das von Max Müller in der „Deutschen Rundschau" Bd 29 S. 155 bis 156 abgedruckte Konzept des Schenkungsbriefes. Dazu ist folgendes zu bemerken: Es muß heißen: Abgegangen 29. November 1791. Müller hat die 9 für eine 7 gelesen, ebenso wie Seite 158 beim Abdruck des Briefes vom 4. April 1794. Müller irrt, wenn er liest: unter allen menschlichen Werken. Es heißt unabänderlich „Zwecken". Die Handschrift des Prinzen ist eigentümlich und, wie er selbst sehr wohl wußte, schwer leserlich, aber hier genügt ein Vergleich mit den Worten „Zwey" und „Zudringlichkeit". „Die Freude" (vgl. den Abdruck oben S. 25 Zeile 4 von unten) ist im Konzept sehr bezeichnend über „das Verdienst" hineinverbessert.

Da mir die Primkenauer Briefschätze wider Erwarten spät zukamen, sind auf den Abdrücken der ersten Bogen einige Verbesserungen vorzunehmen. Nach einer gleichzeitigen Abschrift muß es S. 34 Z. 3 von unten heißen: durch ihren Innhalt geworden bin und noch bin, — S. 36 Z. 2 von oben lies: läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden. — S. 36 Z. 5 von unten lies: Daß — S. 38 Z. 12 lies: glücklichsten — S. 40 Z. 9 lies: berühren! — S. 41 am Anfang lies: verehrungswürdigste, — Z. 3 von unten: geirret — S. 42 Z. 7 lies: erlaubte — Z. 17 lies: Enthousiasm — Z. 5 von unten: Ich muß

Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt. Sie haben gethan, was ich nur mahlen konnte. — S. 43 Z. 10 lies: zum Grunde — Z. 12 lies: auflegen — Z. 17 lies: sie sich — S. 44 Z. 3 lies: biß — Auf den Wechsel von deutschen und lateinischen Buchstaben in Schillers Briefen sowie auf das Vorhandensein oder Fehlen des i-Punktes in seiner Namensunterschrift ist bei dem vorliegenden Abdruck keine Rücksicht genommen.

Der Brief Nr. 3 S. 45 ist abgedruckt nach einer Vergleichung von der Wiedergabe bei Speidel und Wittmann S. 205 mit dem Original, die Ottomar Seidel, Major z. D. in Erfurt, einstmals vorgenommen hat. Sp. u. W. lasen fälschlich beginnen(de) statt theure, Max Müller, Deutsche Rundschau Bd. 29 S. 157 las „eigene" Gesundheit und gab als Datum, ebenso wie Karoline v. Wolzogen in ihrer Schillerbiographie, den 1. Januar. Seidel änderte das Datum in 7. Januar und strich im letzten Satze das völlig. Das Konzept in Primkenau ergibt, mit dem Abdruck oben verglichen, folgende Aenderungen: Z. 4 heißt es vielleicht „bezeige", Z. 7 „jzt" und „Bekantschaft", Z. 13 „Louisd'ors", Z. 16 „balde völlig". Das Datum ist der 17. Januar.

S. 62 Z. 7 v. u. heißt es in der Primkenauer Abschrift: wenn sie ja verunglücken sollte, — S. 63 Z. 11 lies: Aussprüche — Z. 6 v. u. lies: seyen; — S. 64 Z. 7 lies: wahr — S. 65 Z. 3 v. u. lies: hemmt jeden — S. 66 letzte Zeile lies: hatte, — S. 67 Z. 2 v. u. lies: convergieren! — S. 69 Z. 14 lies: Theil Europens, um ein ganzes Jahrhundert, — S. 71 Z. 6 lies: Epikureism — S. 74 Z. 2 lies: zärteste —

Es war nicht meine Absicht, mich über Schiller und den Herzog kritisch zu äußern, vielmehr wollte ich, wenn auch ohne Kommentar, die schriftlichen Zeugnisse für diese wichtige Episode in Schillers Leben möglichst zugänglich machen. Es wird zu viel über diesen und jenen geschrieben und gelesen; erst die Mühe, die es macht, sich in Sprache und Gedankengang des andern zu vertiefen, gibt Genuß und Gewinn. Die hier vereinigten Briefe des Dichters wie des Fürsten fordern zu mannigfachen Betrachtungen heraus — vielleicht reizt es diesen und jenen von hier aus auch zu den philosophischen Schriften und Gedichten Schillers Eingang zu suchen. Wir reden von „unserm Schiller" und kennen ihn nicht — er ist in der Schule als Besitz gebucht und dadurch für die meisten erledigt. „Denn er war unser" — diese Goethischen Worte werden in den Frühlingswochen dieses Jahres hundertfach nachgesprochen werden. Wir sollten das Recht erringen zu sagen: Er ist unser! Hoffentlich erstickt der Begeisterungsschwall des Schillerjubiläums nicht die zarten Keime des Verlangens, ihm näher zu treten, die sich in den letzten Jahren auch in solchen Kreisen hervorgewagt haben, die sich nicht zunftmäßig mit ihm beschäftigen.

Anmerkungen

1) Zu S. 3. Jens Baggesens Biographie. Udarbeidet fornemmeligen efter hans egne Haandskrifter og efterladte litteraire Arbeider ved August Baggesen. 1. Bd. Kjøbenhavn 1843. S. 306.

2) Zu S. 4. Im Faksimile wiedergegeben auf Tafel 21 der „Blätter aus dem Stammbuch Jens Baggesen's 1787 bis 1797" hrsg. v. Theodor v. Baggesen u. Dr. Eduard Grupe. Marburg a. L. 1893.

3) Zu S. 5. Baggesens Biographie Bd 1 S. 306—307.

4) Zu S. 5. Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Leipzig 1831. Th. 1, S. 125—126.

5) Zu S. 7. Baggesens Biographie Bd 1 S. 194 *) und Baggesen oder das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Drittes Stück, auch mit dem Titel: Kiel, Eutin, Lübeck. Uebersetzung aus Baggesens Labyrinth von Carl Friedrich Cramer. Altona und Leipzig 1794, S. 18.

6) Zu S. 7. Baggesens Biographie Bd 1 Tillaeg S. 77. Der letzte Satz nach der Uebersetzung bei A. L. J. Michelsen, Briefe ... Berlin 1876. S. 26—27.

7) Zu S. 12. Der Eintrag, auf Tafel 25 des Anmerk. 2 angeführten Buches faksimiliert, lautet:

Schillers Dom Carlos
Leidenschaft mit Leidenschaft
Gedanken mit Gedanken zu erkaufen
Das ist die grose Kunst — —
die ich in Ihrem Umgange nie
d 30. April 91 vermisse und die mir diesen
immer wehrt und angenehm erhalten
wird.
Friedrich Christian

In dem Abdrucke des Don Carlos in Schillers Werken ist dieser Ausspruch nicht zu finden. Seit der Ausgabe von 1801 ist die große Szene zwischen dem Könige und dem Marquis von Posa im dritten Akt erheblich geändert. Vorher ging nach dem Vers 3065: „Ich kann nicht Fürstendiener sein" der Dialog anders und in den Worten Posas hieß es da:

Ich finde mein Geschlecht nicht mehr — Wohin
mit meiner Liebe? Eine neue Gattung
und neue Bande der Natur — von dem
gekrönten Sterblichen erdacht — Denn ringen mußte
der Sterbliche mit Freiheit. Leidenschaft
mit Leidenschaft, Gedanken mit Gedanken
zu kaufen war die große Kunst. — Doch wer,
als die Allgegenwart allein, kann in
den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschen?
Auch er war Mensch —

8) Zu S. 22. Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard. Hrsg. v. K. A. Varnhagen von Ense. Stuttgart u. Tübingen 1830, S. 320.

9) Zu S. 24. Dieser Brief ist faksimiliert im Marbacher Schillerbuch, zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag hrsg. vom Schwäbischen Schillerverein. Stuttgart u. Berlin 1905.

10) Zu S. 34. Noch zwei Urteile, an je einen Beteiligten gerichtet, mögen hier erwähnt werden. Elisa von der Recke schreibt am 25. Januar 1792 an Friedrich Christian: „Kann Schillers Gesundheit durch Ihre großmüthige Sorgfalt für ihn hergestellt werden, dann haben Sie, verehrungswürdiger Prinz, einer unglücklichen Familie und der teutschen Literatur ein gleich großes Geschenk gemacht.

Als wir diesen schönen Zug von Ihnen bewundern hörten, sagten wir mit freudiger Ueberzeugung, daß uns von Ew. Durchlaucht so etwas nicht neu wäre." (Rachel, Elisa Bd 2 S. 420.) Und in einem Briefe des Coadjutors von Dalberg in Erfurt an Schiller vom 31. Januar 1792 heißt es: „Der prinz von Holstein hat sich einen wesentlichen Verdienst um den menschlichen Geist und um das Vaterland erworben indem er die Sorgen entfernet die Schillers erhabnen Genius in seinem edlen bestreben hemmen musten." (Urlichs, Briefe an Schiller, S. 137.)

11) Zu S. 42. Im Briefe steht „was ich nur höchstens mahlen konnte" mit ausgestrichenem „höchstens".

12) Zu S. 47. Körner, der von der Absicht der Geheimhaltung nicht unterrichtet war, hatte die Schenkung bekannt gegeben.

13) Zu S. 62. In der späteren Fassung heißt es „über das Schöne und die Kunst". In diesen Anmerkungen wird nicht eine genaue Vergleichung der beiden Texte gegeben, sondern nur einiges Bemerkenswerte hervorgehoben.

14) Zu S. 64. Mit diesem Abschnitt beginnt in der späteren Fassung der zweite Brief. Der nächste Abschnitt ist darin nicht wieder aufgenommen.

15) Zu S. 65. Auch dieser Abschnitt fehlt später.

16) Zu S. 65. Später folgt hier: und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen.

17) Zu S. 65. Der Satz lautet in der späteren Gestaltung: Jetzt aber herscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen.

18) Zu S. 65. Dafür später: der philosophische Untersuchungsgeist.

19) Zu S. 66. Für „das Recht des Stärkeren und die Convenienz“ später nur „das blinde Recht des Stärkeren“.

20) Zu S. 67. „und aufrecht zu erhalten verpflichtet“ fiel später aus.

21) Zu S. 67. Das Persönliche in diesem Satze wurde später getilgt.

22) Zu S. 68. Hier setzen später der 3. und 4. Brief ein. Der nächste Absatz „Wäre das Faktum wahr . . .“ ist weggefallen, dem hierauf folgenden entspricht der Anfang des 5. Briefes.

23) Zu S. 69. Ein Blick in Schillers geistige Werkstatt. Später heißt es: Vergebliche Hofnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht. Und schließlich lautet Xenion 31:

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

24) Zu S. 69. Dieser ganze Satz von „Der Gebrauch“ bis „fehlt“ fiel später aus.

25) Zu S. 70. Später heißt es: Es mag also sein, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu verteidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

26) Zu S. 70. Später schrieb Schiller „Depravation“!

27) Zu S. 70. Später: weil die Kultur selbst ihre Quelle ist.

28) Zu S. 70. Später: Aus dem Natur Sohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger.

29) Zu S. 71. Später der Zusatz: des Verstandes.

30) Zu S. 71. Statt „höheren" später „verfeinerten".

31) Zu S. 71. „ist bloß theoretische Kultur, und" blieb später weg, vielleicht auf Grund des prinzlichen Briefes, vgl. S. 80.

32) Zu S. 71. Dafür später: daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Es folgt ein Zusatz im 5. Abschnitt des 5. Briefes, in der Cottaschen Säkular-Ausgabe Bd 12 S. 15 Z. 25 ff., in der Ausgabe von Bellermann Bd 8 S. 182 Z. 16 ff., in der historisch-kritischen Ausgabe Bd 10 S. 286 Z. 10 ff.

33) Zu S. 71. Der Satz „Daher ... karakterisiert" ist später weggelassen.

34) Zu S. 71. Der in der späteren Fassung hierauf folgende 6. Brief und die ersten beiden Abschnitte des siebenten sind neu geschaffen. Der nun folgende Absatz: Und ist dieses nun die Menschheit ... fehlt später.

35) Zu S. 72. Im 3. Abschnitte des 7. Briefes heißt es dafür: Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in — dem Denker schänden.

36) Zu S. 72. Dies entspricht dem Anfang des 8. Briefes.

37) Zu S. 73. Der Satz von „Gnädigster Prinz" an fehlt später.

38) Zu S. 73. Dies entspricht dem Anfang des 9. Briefes.

39) Zu S. 74. Dieser ganze Abschnitt fehlt in der Horen-Fassung.

40) Zu S. 74. Dafür später im 9. Brief: Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der

Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen.

41) Zu S. 74. Der Abschnitt von hier ab bis zum Schluß der Verse fehlt später.

42) Zu S. 76. Von hier an bis zum Schluß wird der Brief in der späteren Bearbeitung nicht mehr benützt. Der vorige Satz entspricht etwa dem 5. Abschnitt des 9. Briefes: Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

43) Zu S. 78. Ein Ausschnitt aus dem Stich von G. H. Lahde, Kopenhagen 1796, nach Graffs Gemälde von 1791 ist diesem Büchlein als Titelbild beigegeben.

44) Zu S. 83. Vgl. den 2. Abschnitt von Schillers Aufsatz: Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

45) Zu S. 84. Später, im 4. Abschnitt des 8. Briefes, „unsre praktischen Grundsätze". Vgl. auch oben S. 68—69.

46) Zu S. 85. In der späteren Fassung: Ein alter Weiser. [Horaz, Episteln I 2, 40.] Später übersetzt Schiller: Erkühne dich, weise zu sein.

47) Zu S. 85. Später: mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen sein wollen.

48) Zu S. 85. Statt „mit dem physischen Bedürfnis" später: „mit der Noth" und darauf: „zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum".

49) Zu S. 86. Später: durstigem.

50) Zu S. 86. Der Satz „und womit — abzufinden" ist später gestrichen. Desgleichen der ganze folgende Abschnitt.

51) Zu S. 87. Die Sätze von „Was jenen" bis „zu schwer wird" fehlen später.

52) Zu S. 87. Später: wo man lebhafter fühlt.

53) Zu S. 87. Später: den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ...

54) Zu S. 87. Von „Das unbestimmte" bis „aushalten würde" ist später gestrichen.

55) Zu S. 88. Von hier ab später knapper: Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab. (Pythagoras.)

56) Zu S. 88. Dieser Absatz ist später durch den letzten Abschnitt des 8. Horen-Briefes ersetzt. Der vorliegende Brief ist von hier ab in der späteren Fassung nicht mehr benützt.

57) Zu S. 90. Im 10. Horen-Brief dafür: Wildheit. Der Satz „Ja, sie gehen so weit ..." fehlt da.

58) Zu S. 91. Hieran schließt sich der 3. Abschnitt des 10. Briefes mit dem Hauptteil des vierten.

59) Zu S. 91. Frankreich und Ludwig XIV. sind später nicht mehr ausdrücklich erwähnt.

60) Zu S. 92. Statt Verfeinerung später Kultur.

61) Zu S. 92. Von hier ab geht Schiller später ganz neue Bahnen. Der 11.—15. Brief sind neu hinzugekommen.

62) Zu S. 93. Vgl. hiermit den 4. Abschnitt des 16. Briefes.

63) Zu S. 94. Vgl. zu dem Folgenden den 3. Abschnitt des 16. Briefes.

64) Zu S. 95. Später: Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit ... Dann für „die Reize der Schönheit": Harmonie und Grazie. Und weiter: Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß.

65) Zu S. 96. Die Abschnitte von hier an bis Seite 103 fehlen später. Brief 17—22 und fast der ganze dreiundzwanzigste sind neu.

66) Zu S. 103. Vgl. den Schluß des 23. und den Anfang des 24. Briefes.

67) Zu S. 104. Im 25. Briefe: Die Betrachtung (Reflexion) ... Statt „das Bedürfniß seinen" später: die Begierde ihren.

68) Zu S. 104. Später der Zusatz: „und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet". Der nächste Satz ist später ausgefallen.

69) Zu S. 104. Im 26. Brief schließt der entsprechende Abschnitt: aber freilich erfordert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

70) Zu S. 107. Im 9. Brief in Prosa wiedergegeben: Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

71) Zu S. 109. Im 24. Briefe heißt es dagegen: Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt.

72) Zu S. 110. Im 26. Briefe: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

73) Zu S. 111. Dieser Satz fehlt später.

74) Zu S. 111. Im 27. Briefe: Die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an ...

75) Zu S. 111. Der Schluß dieses Abschnittes ist im 27. Briefe knapp gefaßt: Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

76) Zu S. 113. Später heißt's: ... er muß Freyheit lassen, weil er der Freyheit gefallen will.

77) Zu S. 113. Zu diesem Abschnitt vgl. den 3. Absatz des 25. Briefes.

78) Zu S. 113. Für diesen Satz später: Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

79) Zu S. 120. Von hier ab ist der Brief in die Horen von 1796 unter dem Titel „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" aufgenommen.

80) Zu S. 123. Dafür später: der natürlichste innere Feind ...

81) Zu S. 124. Dafür später: Seelen.

82) Zu S. 127. Statt Motion später Vorschrift.

83) Zu S. 128. Später: ... als der Erhaltungstrieb auf etwas schändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen —

84) Zu S. 128. Später: Empfindlichkeit.

85) Zu S. 128. Später: er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft.

86) Zu S. 129. Später: Neigungen.

87) Zu S. 129. Später: ... auf der größern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetz, und es gereicht einem Volk oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde.

Vgl. dazu in den Votivtafeln „Meine Antipathie".

„Wie, du hassest die Tugend?" — Ich wollte, wir übten sie alle,
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

88) Zu S. 129. Später: Gewalt der Naturtriebe.

89) Zu S. 130. Später: Vernunft.

90) Zu S. 131. Später: vor beyden Tribunalen.

91) Zu S. 132. Später: verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

92) Zu S. 132. Später ist eingeschoben: dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werth nach,

93) Zu S. 132. Später: die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist.

94) Zu S. 132. Später statt „den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit": die Aussichten auf eine Unsterblichkeit. Statt „Pflicht": Vernunft.

95) Zu S. 132. Später: das Wohl des Menschengeschlechts. Der Schluß des Briefes ist nicht wieder verwertet.

96) Zu S. 136. Vgl. hierzu den 27. Brief vom 10. Abschnitt an.

Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog

		Seite
1.	Friedrich Christian und Schimmelmann, 27. November 1791	24—26
2.	Schiller, 19. Dezember 1791	41—44
3.	Friedrich Christian, 7. Januar 1792	45
4.	Schiller, 9. Februar 1793	54—59
5.	Friedrich Christian, März 1793	59—61
6.	Schiller, 13. Juli 1793	62—78
7.	Friedrich Christian, 2. September 1793	78—81
8.	Schiller, 11. November 1793	81—89
9.	Einschluß zu vorstehendem Briefe	90—107
10.	Schiller, 21. November 1793	108—119
11.	Schiller, 3. Dezember 1793	119—135
12.	Schiller, Dezember 1793	136—138
13.	Friedrich Christian, 4. April 1794	139—141
14.	Schiller, 10. Juni 1794	141—143
15.	Schiller, 20. Januar 1795	150—152
16.	Schiller, 4. März 1795	153—154
17.	Friedrich Christian, 19. März 1795	154—155
18.	Schiller, 5. April 1795	156—157
19.	Schiller, 9. Juni 1795	157—158
20.	Schiller, 5. Juli 1795	159—160
21.	Schiller, 5. Oktober 1795	160—161
22.	Schiller, 9. Januar 1796	162—163
23.	Schiller, 5. Februar 1796	163—164

Druck
von
Ernst Hedrich
Nachf.
in Leipzig